Briefwechsel

eines Staatsgefangenen

und

seiner Befreierin.

Von

Wilhelm Schulz.

Zweiter Band.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1846.

IX.

Guten Abend, mein Geliebter! Du schicktest mir ja eben einen doppelt willkommenen Doppelbrief, eine Zwillingsfrucht der Gefangenschaft und Einsamkeit. Dachtest Du etwa ein fünf Bogen Brief sei gleich einem zwanzig Bogen Buch frei von der Festungscensur; oder diese würde beim Lesen vielleicht die Geduld verlieren, die Deine Leserin nicht verlieren darf? Ich werde mich desto kürzerer Antworten befleißigen, um die Langmuth des Herrn Censors und meines „kleinen" Publikums nicht auf die Probe zu stellen.

Versäumst Du über Deinen Stylübungen nicht Deine Leibesübungen? Freilich wird in Deiner jetzigen Lage das Turnen, das dich immer so frisch und gesund erhalten, etwas schwierig sein. Doch wenn es nicht möglich ist, in einem Zimmer einen Dauerlauf zu machen, so werden sich wohl andere Uebungen anstellen lassen, die beim Fortlaufen von Nutzen sein könnten.

Als Vorläufer von dem was dazu noch immer fehlt, schicke ich hier hirschlederne Handschuhe, die bestimmt sind, um später bei einem gewissen Handgriff Deine Hände zu schonen. Es schwindelt mir bei dem Gedanken, daß Du, wenn Du glücklich durchgebrochen hast, Dich auf den einen Arm stützend, hinausschwingen mußt, und bis dies geschehen, in der Luft schwebend, das Seil nur mit einer Hand ergreifen kannst. Beruhige mich darüber.

Deinen Kriegserinnerungen und Betrachtungen weiß ich nichts zur Seite zu stellen, als die Erinnerung an die Siegesfeier des 18. Oktobers,

wo ich als Stadtschülerin nebst meinen Mitschülerinnen mit weißen Kleidern angethan, in derselben Kirche saß, wo kurz zuvor das Tedeum für die Geburt des Königs von Rom gesungen wurde. Nicht recht wissend, um was es sich an diesem 18. Oktober eigentlich handelte — besser als es wissen, und es wieder vergessen — machte doch das „Herr Gott dich loben wir" unter dem Schalle der Posaunen und dem Schmettern der Trompeten, das Geläute aller Glocken, der Donner der Kanonensalven — dazu die freudestrahlenden Gesichter der Eltern und Freunde, ein Festtagsessen, keine Schule — dann des Abends die erleuchtete Stadt, die flammenden Feuer auf den Höhen, die patriotischen Gesänge: „Was ist des deutschen Vaterland" und dgl. mehr, die um die Feuerzeichen schallten — das Alles machte den Tag zu einem, wie noch keiner da war und keiner wieder kam, zu einer Lebensepoche für mich. Ich fing an nach Manchem zu fragen, über Manches nachzudenken, was mir bis dahin fern gelegen; ich

fing an, mich für das zu interessiren, was uns mehrere Jahre später zusammenführte und was uns jetzt wieder — auseinander geführt hat.

Wie sich von Staatsgefangenen auf den Zustand des Staats schließen läßt, so von den Geistlichen oder Kirchengefangenen auf den der Kirche. Da ich mir nun vorgenommen, alle Zustände Babenhausens kennen zu lernen, so hörte ich gestern am Adventsonntag eine Predigt. Ach, unsere heutigen Kirchen und Prediger! Beide gleich wenig ansprechend, gleich wenig erbaulich, gleich wenig wirksam. Diese Kanzelredner, besonders auf dem Lande, sollten rechte Volksredner sein, und gerade das sind sie am allerwenigsten. Sie, die Einzigen, die in Deutschland öffentlich zum Volke sprechen dürfen, wissen so selten die rechte Anwendung auf's Leben zu machen; kein Eingehen auf die Verhältnisse der Menschen, kein Eindringen in die Tiefen ihrer Herzen ist ihnen möglich. In leeren Allgemeinheiten treiben sie sich so häufig herum und reden mehr vom Himmel

wie von der Erde. Selbst die Gebildeteren unter ihnen tragen gewöhnlich nur Abhandlungen vor, voller Raisonnements, Reflexionen und Sophistereien. Da ist keine Begeisterung, kein Feuer, kein Funke von Poesie. Sie irren, wenn sie glauben, das Volk habe dafür kein Verständniß. Freilich für gemachte poetische Floskeln und Redensarten hat es keinen Sinn; aber es ist empfänglich für die schöne Form des Ausdrucks der aus einem warmen, wahrhaft Gott erfüllten Herzen fließt; durch ihn ist es zu entflammen für das Wahre und Rechte, kann zurückgehalten werden vom Versinken unter dem Drucke des oft schwer auf ihm liegenden Daseins, mit seinen Forderungen und Versuchungen.

Am befremdlichsten ist's, wie gewöhnlich das Thema von der Vergebung der Sünden abgehandelt wird. Das Blut Christi, heißt es in der Bibel sinnbildlich, wurde vergossen zur Vergebung der Sünden. Ja die christliche Religion, als reinste Sittenlehre, wurde durch den Tod ihres

Stifters bekräftigt, besiegelt und nach dieser Lehre kann ich erkennen, wann ich gefehlt habe; kann auf's Neue den Forderungen, die sie an mich stellt, genügen und nur hierdurch mir selbst das früher Gefehlte vergeben. Also immer kann ich mich selbst nur durch mich selbst mit Gott oder einem Menschen versöhnen. Die Lehre von der Gnade bleibt für mich so unbegreiflich, wie sie meinem Bruder begreiflich sein mag; und doch halte auch ich mich für ein „Kind Gottes," das sich einen „wahren Frieden" auch im Kriege mit widrigen Schicksalen zu behaupten weiß.

Da gerathe ich aber gar in die Theologie und vergesse also mein Versprechen, Dich nicht zu langweilen. Gute Nacht denn, mein Theurer, in Erwartung eines baldigen durch die Nacht brechenden schönen guten Tages!

X.

Allerdings, meine Theuerste, setze ich meine Leibesübungen fort und zwar nicht bloß in's Unbestimmte hin, sondern zu bestimmtem Zwecke. Es war nicht mein Hochmuth, der mich drei Stockwerke über die übrige Menschheit erhöhte, und ich werde gern so herablassend sein, wieder mit den Leuten da unten zu wandeln. Damit aber das Seil der Herablassung nicht für mich, sondern für Andere zum Narrenseile werde, kommt's vor Allem darauf an, nicht den Hals zu brechen.

Dazu ist erforderlich, daß die ganze Bewegung auf dem langsamen Wege des allmäligen Fortgriffs vor sich gehe, oder des allmäligen Uebergriffs, auf dem es ja auch die Regierungen so weit gebracht haben. Wer am Seile herab will, muß sich selbst tragen können, was physisch und moralisch nicht immer ganz leicht ist. Zum Glück bin ich nicht von großem Gewicht und um mich dessen zu versichern, wiege ich mich jeden Tag, indem ich mich auf meinem Eisengitter bald am rechten, bald am linken krummen Arme eine Zeitlang aufhänge. Das ist meine Hauptturnübung und darin habe ich es schon ziemlich weit gebracht: ich kann mich selbst halten und werde mich also nicht fallen lassen. — —

Es ist mir jetzt wirklich darum zu thun, aus dem Gefängnisse loszukommen. Vor fünfzehn Jahren, da ich noch mehr Spaß am Märtyrerthum hatte, war dies viel weniger der Fall. Aber ich muß Dir erst erzählen, wie mir zum ersten

Male die Ehre widerfuhr, ein Staatsgefangener zu werden.

Nach dem zweiten Pariser Frieden stellte Freund Michel abermals das Gewehr in die Ecke, zog die Montur aus und wollte sich's im alten Negligée wieder einmal recht bequem machen. Er sperrte das Maul auf, damit ihm die deutsche Einheit und Freiheit als gebratene Taube hineinflöge; aber da er aufsperrte, so profitirte der heilige Geist, die schaffende Begeisterung für ein freies Volksleben, geradezu von der Gelegenheit, und flog heraus statt herein, also daß ihm nur das Nachsehen blieb. Im Grunde war es den Leuten nicht übel zu nehmen, daß sie sich nach den langen Kriegen erst wieder häuslich einzurichten gedachten, und den Gewalthabern die Sorge für's Weitere ohne Weiteres überließen. Einzelne und Völker sind ohnehin nie gescheuter als möglich ist. Auch die Völker lernen nicht schwimmen, ehe sie in's Wasser gehen; und wie hätte das deutsche Volk nach der langen Gewohnheit seines

heiligen Reichsschlendrians schon gehörig gewitzigt sein sollen? Es hielt sich für frisch und gesund, da es nur die Franzosen los geworden war. Also duckte sich wieder die große Masse und es waren nicht gar viele Männer und Jünglinge, die am neuen Mittelpunkte der Einheit und Freiheit, am Frankfurter Bundestage, ein gründliches Aergerniß nahmen. Sie meinten, er sei nicht eigentlich der Kopf der deutschen Nation, sondern ihre Perücke. Darum versuchte man etwas zu agitiren, um von unten auf in die Perücke doch auch einen passenden Kopf nachträglich hineinwachsen zu lassen. Man wollte ein unbestimmtes Etwas von Volksvertretung am Bundestage. Als man damit keine großen Geschäfte machte, warfen sich die noch gelind Begeisterten auf den 13. Artikel, ließen sich aber zum guten Theile gleichfalls beruhigen, als etliche Constitutionen gegeben wurden, nachdem die Geber gemerkt hatten, daß mit einer Verfassung nichts gegeben war. Bei anderen Patrioten genügten gar schon von Oben herab

einige ungnädige Worte, um dem sehr leisen Geschrei nach Verfassungen ein Ende zu machen.

Mit Allem, was weniger gethan als nicht gethan wurde, war doch einem Theile der deutschen Jugend nicht genug gethan. Die Eifrigen für das Vaterland schlossen sich also enger zusammen, aber dieses Anschließen ward bald auch ein Abschließen. Es gibt einen politischen Separatismus, wie es einen Separatismus religiöser Sekten und philosophischer Schulen gibt. — Darin stumpft sich, den Einen wie den Andern, der Sinn für die Praxis des Lebens ab, für welche Einbuße sie sich mit dem Dünkel des Allein- oder Besserwissens, so wie mit dem Glauben an ihren extra guten Willen bezahlt zu machen suchen. Wir hatten den redlichsten Eifer, uns über Das, was dem Vaterlande Noth thue, zu „verständigen," wie der oft gebrauchte Ausdruck war. Wüßten wir selbst nur einmal, was aus dem deutschen Volke werden solle, so meinten wir, daß es sich mit dem Wie

schon von selbst gäbe. Daß aber das in abstracto sehr heiß geliebte Volk in concreto etwas Anderes wollen könne, als wir selbst wollten oder zu wollen versuchten, kümmerte uns blutwenig. Wir meinten es ja so gut mit ihm! Uebrigens benutzten wir auch jede Gelegenheit, um auf die Leute der s. g. unteren Klassen zu wirken. Wir hielten sogar erstaunlich viel auf diese Wirksamkeit. Kam irgendwo aus besonderen Gründen etwas Unzufriedenheit zum Vorschein — hätte man sich auch nur in einem Dorfe um den Fasselochsen, um den letzten Vertreter des Communismus der Commune gezankt — so suchten wir, war es irgend möglich, die Leute wieder einen Schritt weiter zu schieben, nach dem neuen deutschen Kaiserthume oder nach der deutschen Republik hin. Ging unser Einer über Feld, so war er verpflichtet, jedem Bauer, der des gleichen Weges ging, in aller Geschwindigkeit möglichst viel deutschen Männerstolz und patriotische Aufopferungsfähigkeit beizubringen. Die Leute schie-

nen auch recht empfänglich, wenn man ihnen von ihren schweren Lasten, Steuern u. dgl. sprach; und bezahlten wir ihnen aus unserer Tasche für ihren unverholenen Freiheitsdurst einen Schoppen Wein, so haben sie es selten ausgeschlagen. Als sich gar schon im Odenwalde einige Bürger und Bauern für die künftige Revolution den Schnurrbart wachsen ließen, ließ sich darauf große Hoffnung bauen, daß bald das ganze deutsche Volk Haare auf den Zähnen haben werde. Und wenn nicht, wir streuten doch einstweilen für die noch nicht gewachsenen Zähne den Haarsamen der Zukunft aus, damit sich stets das deutsche Volk nach Lust und Lieb' möge — barbiren lassen. Hatten wir nicht damit unsere Pflicht gethan, obgleich die Saat, wie in jenen odenwälder Bärten, nur in's Stroh ging? Wir waren wie die emsig umherfliegenden Vögel, die Korn nach Korn aufsuchen: nur glaubten die Jungen die Alten füttern zu müssen und merkten es nicht, wie sie ihre Körnlein auf den steinigten Boden des Vorurtheils,

oder unter das erstickende Unkraut der Selbstsucht fallen ließen. In ihrem guten Glauben meinten sie, schon weit und breit im Vaterlande alle Felder und Fluren bestens bestellt zu haben.

Auch in unserm Darmstadt hatten sich die gleichgesinnten Jüngeren bald zusammengefunden. Der Kreis, der nie zur förmlichen politischen Verbindung wurde, bildete sich doch aus einer verhältnißmäßig größeren Zahl von Theilnehmern; denn in den meisten andern deutschen Städten ohne Hochschulen war schon weit mehr politischer Indifferentismus zu Hause, oder man befaßte sich schon nicht mehr mit deutschen Angelegenheiten, sondern etwa nur mit denen des Particularvaterländleins. So stellte damals das benachbarte große Frankfurt nur ein ganz kleines Contingent patriotisch hitziger Jünglinge. Später war das Verhältniß ein ganz anderes. Und so ist's immer in unserem zerstückten Deutschland. Nur unter besonderen Umständen und unter dem Einflusse besonderer Persönlichkeiten kommt es da oder dort

zu einiger Regsamkeit für Dinge, die über den Kreis der bornirten Häuslichkeit hinausliegen. Die deutschen Regierungen haben sich also am wenigsten vor einer revolutionären Mine zu fürchten, welche die ganze Wirthschaft mit einem Male in die Luft sprengte. Der politische Zorn verpufft sich nur nach und nach in kleinen Pulvermännlein, womit die Kinder spielen und die bekanntlich aus getödtetem Pulver bereitet werden. Nur der äußere Druck eines Kriegs könnte die Zündstoffe zu einem globe de compression vereinigen. Für die Deutschen ist es also ein besonderes Glück, daß die Möglichkeit des Kriegs, so wie die Furcht vor dem Kriege noch nicht abgeschafft ist: sie könnten sonst auf dem Wege des allmäligen Rückschritts weit genug gebracht werden.

Wir s. g. „Schwarzen" oder s. g. „Demagogen," ob wir gleich sehr vergebens nach einem Volke suchten, das sich von uns führen ließe, hatten unsere regelmäßigen und unregelmäßigen Versammlungen, worin alle staatsrechtlichen und

politischen Fragen mit möglichster Gründlichkeit, wenigstens mit großem Ernste verhandelt wurden. In späteren Jahren ist es uns oft nicht einmal der Mühe werth, unsere Meinung vor Anderen auch nur auszusprechen. Ist man aber noch jung, so hält man sich verpflichtet, demnächst einmal ein gut Stück Welt auf *seinen* Kopf zu nehmen; und da es uns auf diesen Kopf und seine Meinung so wunderviel anzukommen scheint, so hat Keiner einen Zweifel an der Ansicht des Anderen, ohne ihn zu äußern und damit der Discussion neuen Stoff zu liefern. Immer waren diese Verhandlungen kein übles geistiges Exercitium, das freilich erst durch eine reichere Umschau im Leben corrigirt werden mußte. Sie waren es um so mehr, da sich unter den s. g. Schwarzen in der Residenz am Darm doch nicht Wenige befanden, die schon ihre akademischen Studien mit Ehren vollendet hatten, und nun berufsmäßig anfingen, im Getreibe des bürgerlichen Lebens mitzuschwimmen. Daher kam es, daß wir in unserm Kreise

recht demokratisch selbstständig mit einander lebten und strebten; also daß nicht Einer Allen, sondern daß Alle Jedem das Gesetz machten. Es kam keine Spur der geistigen Tyrannei eines Einzelnen zum Vorschein, wie dieß sonst bei Cotterien — denn mehr als eine politische Cotterie sind wir doch auch nicht gewesen — gewöhnlich ist. Unsere geistige Arbeit, zum Zwecke der Deutschvaterlandsbefreiung, organisirte sich ganz von selbst. Das war gut. Aber der Fehler lag darin, daß wir uns mit einander auf den Isolirstuhl gestellt hatten und von da aus die Welt zu elektrisiren meinten, während wir von der Welt als Patienten behandelt und bald genug mißhandelt wurden. Es ging uns, wie es den Schulphilosophen jeder allerjüngsten Sorte ergeht: auch sie halten jede Ohrfeige, die sie selbst bekommen, so lange ihnen der Kopf saust, für einen neuen elektrischen Schlag, den sie der Welt gegeben und womit sie das Bischen alte Welt wieder einmal aus den Angeln gehoben haben.

Anders war es in Gießen, in der zweiten Hauptstadt der s. g. demagogischen Umtriebe des Großherzogthums Hessen, welches damals in diesem Fache etwas leistete, um später von seinen liberalen Strapazen desto gründlicher auszuruhen. Dort hatte sich ein Theil der stets etwas aparten Studentenwelt zumal um Karl Follen als um ihren Herrn und Meister geschaart. Er lebte und lehrte noch mehrere Jahre an seinem Heimathorte, während sein älterer Bruder, der auch unter den deutschen Burschen etwas galt, seinen Wanderstab schon weiter gestellt hatte. Dieser K. Follen mit seinem ernst-freundlichen Christusgesichte, seinen klaren Augen und seiner klaren Stirne, seinem hellen und scharfen Verstande, wußte mit ungewöhnlicher Willenskraft sich selbst zu beherrschen und mußte darum auch über seine jüngere Umgebung herrschen. Aehnlich war es bei Weidig, wenn gleich auf andere Weise und in anderem Kreise. Das rührige Leben Nordamerika's mag wohl später an K. Follen manche Einseitigkeit

weggeschliffen haben. Aber er — der auch jenseits des Meeres ein rüstiger Kämpfer für die Abschaffung der Sklaverei geblieben ist; der seine schroffe Seite stets nur dem Feiglinge entgegenwandte, oder dem politischen Widersacher, in dem sich ihm ein böses Princip zu verkörpern schien; der nur haßte, weil er liebte; in dem ein unversieglicher Born der opferkräftigen Liebe sprudelte — er muß doch unter allen Verhältnissen sich selbst und seiner selbst geschaffenen Geschichte treu geblieben sein.

Zur „Verständigung" kamen wohl auch die Freunde aus Gießen und Darmstadt in größerer Zahl zusammen; am liebsten zwischen den Trümmern einer Ritterburg, doch mußte ein ordentliches modernes Wirthshaus in der Nähe sein. Da wurde feierlich über die künftige Verfassung Deutschlands debattirt. Selbst bei unsern Commercen, mit ihren zornsprühenden welterlösenden Toasten, ging es sehr gemessen und ordentlich zu. Nebenbei zogen einzelne Wandervögel, mit dem

besagten Samen der Freiheit im Schnabel, in die Kreuz und Quere von Ort zu Ort. Da tauchte manche bedeutende Erscheinung wenn auch oft nur flüchtig auf. So der Held aus Pommerland, der kühne von Mühlenfels, der im Befreiungskriege zerschossen, zerhauen und zerhackt worden war, der Carrés gesprengt und Batterien gestürmt, der so viel gethan hatte, und doch von allem Thun und Leiden so gar kein Aufhebens machte. Von den Anderen haben sich später zwar Manche mit Kopf und Herz in's Spießbürgerthum einstallen lassen. Aber Viele, ob sie gleich die That der fortdauernden Befreiung jetzt anders verstehen mögen, als in ihren Jünglingsjahren, sind doch frisch genug geblieben, um noch einmal einzustehen, wenn es im vollen Ernste gelten sollte. Gelegentlich kehrten in unserem liberalen Hauptquartier zu Darmstadt, im gastfreien Hause des Bäckers Kahl, auch solche Leute wie Heinrich Leo ein, der sich später als Mann der historischen Schule sein Stück Geschichte aus der Weltgeschichte

herausgeschnitten hat, um sich mit seinem ganzen disponiblen Sitzfleische darauf niederzulassen; und der nun von Dem, was er also besitzt, selbst besessen ist, wie dies freilich auch Anderen begegnen mag.

Zu uns s. g. Schwarzen und Angeschwärzten männlichen Geschlechts, gesellten sich zeitig schwarze patriotische deutsche Fräuleins; doch bei Leibe nicht schwarz an Haut, sondern schwarz an Gesinnung und schwarz an sammetnen Kleidern. Aber da Du selbst zu ihnen gehörtest, da Du so schwarz in der Wolle gefärbt warst, daß Du bis an Dein Lebensende die Farbe halten wirst, so brauche ich Dir das nicht zu erzählen. Denkst Du daran, wie wir noch in großen gemischten Schaaren in die deutschen Eichenhaine wanderten? Wie Ihr mit zarter weiblicher Hand die ungeheuersten Forstfrevel verübtet, um eure Bilder vom Körner und alle erdenkbaren deutschen Gesichter zu bekränzen? Ach! was standen wir uns so grün, als wir noch aus den Wäldern das grüne poetische

Futter klafterweise heimwärts trugen, und alle satyrischen Geißen und Geißböcklein mäckernd uns nachliefen. Und je aus einem Männlein und Fräulein, wurde dann und wann ein Pärlein. Denkst Du daran, wo ich Dir zum ersten Male sagte, was Du schon lange wußtest, daß ich Dich lieb habe? Das geschah im Hofe desselben Gymnasiums, in dem ich schon so viele Prügel bekommen hatte. Ja, meine Geliebte, ich habe Dich sauer verdienen müssen. Aber ein süßer Augenblick läßt eine lange geprügelte Vergangenheit vergessen. Und noch dazu war es gerade an einem ersten Mai, und der Mond schien uns auf die Köpfe, als die besagte Liebe — mit Deinem theologischen Bruder zu reden — zum Durchbruche kam. Kann man's romantischer verlangen? Aber Das ist schon lange her. Die Classicität verhält sich zur Romantik, wie im Feuerwerke die gerade auffliegende Rakete zum Schwärmer, der es mit seinem Zickzack meist nicht eben so hoch bringt. Und auch darin war unsere Liebe eine romanti-

sche, daß wir lange Umwege machen mußten, um endlich Mann und Frau zu werden. Haben wir uns nicht neun Jahre, länger als Jakob um die Rahel freite, nur zufrieden geben müssen mit jener

„heimlichen Liebe
„so Jedermann weiß?"

Es ist eine alte dumme Geschichte in unserer leidigen Gesellschaft, daß sich zwei junge Herzen von Grund aus trauen können, und sich doch nicht können trauen lassen. Aber endlich habe ich Dich doch gekriegt, und Du willst mich nun wieder kriegen. So ist unsere Ehe ein rechtes Kriegs- und Fangspiel geworden. Mit diesen Erinnerungen habe ich aber eine Saite angeschlagen, die hoffentlich in Deinem Herzen nachklingen wird. Ich gebe Dir also hiermit die förmliche Erlaubniß, in Deinem nächsten Briefe in unserer poetischen Vergangenheit etwas schwelgen zu dürfen.

Die s. g. Deutschthümlichkeit trieb in ihren Flegelsjahren mancherlei wunderliche Auswüchse

hervor und ich selbst, nachdem sich erst unser jugendlicher Gesichtskreis erweitert hatte, habe mich darüber, wie Du weißt, offen und öffentlich lustig gemacht. Aber dennoch waren jene ersten Jahre nach den Befreiungskriegen höchst bedeutend: es war die Nation selbst, die sich im Streben ihrer Jugend die freilich nur flüchtige Skizze ihrer Zukunft entworfen hatte. In der Eile sind ihr einige eckige verzerrende Züge hineingerathen; wer sich aber nur die falschen Züge zusammensucht, wie es jetzt viele altklug sich Dünkende thun, macht sich eben darum ein falsches Bild jener Zeit zurecht. Was man auch sagen mag, in den s. g. Befreiungskriegen war die Begeisterung der deutschen Nation in lichte Flamme aufgeschlagen: die Begeisterung eines Volks ist der ganze Volksgeist in seiner Aufregung und Thätigkeit, mit allen seinen Neigungen, mit seinem ganzen Wollen und Können. Darum weissagen die Völker in solchen weltgeschichtlichen Momenten der Erhebung sich selbst ihr künftiges Schicksal, obgleich

auf die Spannung zunächst wieder die Erschlaffung folge, ob sich gleich dieses Schicksal nur allmälig erfülle.

Was die Nation mächtig erfaßt und aufgeschüttelt hatte, schlug in die leicht bewegliche Fantasie der Jugend ein, bei der es, wie im wachen Traume, zu allerlei und mitunter etwas grotesken Vorstellungen von der demnächstigen Größe und Bedeutung des Vaterlands verarbeitet wurde. Aber ihre Aufregung, unmittelbar nach den Kriegen gegen Frankreich, hatte noch den ganzen Charakter der nationalen Aufregung selbst; und spotte man noch so viel über ihren patriotisch-romantischen Traum jener Tage — ich nehme mir die Freiheit, es gelegentlich gleichfalls zu thun — es war doch ein prophetischer Traum.

Die Erhebung des deutschen Volks war eine religiöse, eine christliche; und der Schlachtruf „mit Gott für's Vaterland!" wie oft auch das „Hurrah!" noch dazwischen tönte, ist kein leeres Wort gewesen. So war es auch bei den Erst-

lingen der deutschen Demagogen und der jungen Altdeutschen, wie davon schon die Entstehung einer christlich-deutschen Burschenschaft Zeugniß gibt. Aber bei aller Christlichkeit waren sie nicht gerade speciell kirchlich gesinnt. Es war nicht dieser oder jener besondere Cultus, nicht dieses oder jenes besondere Dogma, wofür sie schwärmten. Es war noch weniger jenes officielle Staatschristenthum, womit die weltlichen und geistlichen Gewalthaber die Völker zum Besten halten, da sie es nur zu einer Vertröstung auf das Jenseits gemacht haben, um mit größerer Bequemlichkeit das Diesseits verpfuschen zu können. Man wollte vielmehr, daß die vereinigende, befreiende und ausgleichende Liebe, wie sie das Christenthum zugleich als Lehre und als Opferthat verkündet hatte, in ihrer nächsten Anwendung auf das Vaterland vor Allem den Staat und die Gesellschaft durchdringe und verjünge. In diesem Sinne rief ein Dichter der deutschen Jugend jener Zeit, rief Karl Follen seinen politischen Glaubensgenossen

zu: „Ein Christus sollst du werden.“ In diesem Sinne machte einmal ein Anderer unserer gesammten Verbrüderung den Vorschlag, nach christlichem Brauche aber ganz unter uns das Abendmahl zu feiern, damit wir uns gegenseitig zu allen erdenkbaren Opfern verpflichteten, welche das noch etwas krause Ding, das wir die deutsche Freiheit hießen, jemals von uns verlangen könne. Ueber diesen Vorschlag wurde lange genug verhandelt; er wurde aber verworfen, da wir bei aller politischen Absonderung doch nicht den Vorwurf des religiösen Separatismus gleichfalls in den Kauf nehmen wollten.

Die Bewegung der deutschen Nation und ihre abbrevirte Fortsetzung in der deutschen Jugend, war zugleich eine nationale. Sie nahm wohl ihren Ausgangspunkt in einem noch täppisch blinden Franzosenhasse; aber doch war die Zeit der eigentlichen Franzosenfresserei nach Beendigung der Kriege sehr bald vorüber. Es dauerte nicht lange, so sympathisirten wir eben so sehr mit

den wahren und vermeinten Freiheitsfreunden in Frankreich, als wir die wahren und vermeinten Freiheitsfeinde in Deutschland bitter haßten. Aber zugleich hielten wir große Stücke auf die Unverletzlichkeit des deutschen Vaterlands und es war geradezu psychologisch unmöglich, daß damals und später auch nur der entfernteste Gedanke an irgend eine Art landesverrätherischer Verbindung hätte aufkommen können. Ist gleichwohl die officielle Presse in der Folge unverschämt genug gewesen, mit solchen Verdächtigungen hervorzutreten, so hat sie nach ihrer Weise so plump als dumm gelogen.

Mein früheres kindliches Vertrauen auf alle Potentaten, die so aufopferungsfähig gewesen waren, ihre Unterthanen gegen den Thronräuber Napoleon in's Feuer zu schicken und sämmtliche Kriegskosten aus dem Volksbeutel zu bestreiten, war doch nicht urplötzlich verschwunden. Als mir zum ersten Male Einer meiner früheren Freunde — er ist später ein sehr loyaler Unterthan gewor-

den, und ich habe seinen Namen vergessen — nur so geradezu von der Möglichkeit und Rechtmäßigkeit einer deutschen Revolution vorsprach, wollte mir Das gar nicht einleuchten. Aber Geist und Leib hängen verzweifelt nahe zusammen; und kommt man mit seinem ernstlich und ehrlich gemeinten geistigen Kampfe in der wirklichen Welt nicht vom Platze, so findet man mehr und mehr am Gedanken Gefallen, daß es endlich einmal vom Sagen zum Schlagen kommen möge. So geht es Einem ja schon beim hitzigen Disputiren von Mann gegen Mann: kann man seinen Kopf nicht durchsetzen, so möchte man um so lieber mit Händen und Füßen trampeln und schlägeln; und man hat dann immer eine geheime Neigung, dem Anderen hinter die Ohren zu schlagen. Es ist auch weniger die Rücksicht auf das im Anderen anzuerkennende Menschenrecht in abstracto, als die sehr concrete Erwägung, daß man zwei Ohrfeigen statt einer bekommen könne, was uns in den gesetzlichen Schranken des Anstands zurück-

hält. Wie im Kleinen, so geht's im Großen. Ich will's also gar nicht läugnen, daß es mir ganz recht gewesen wäre, hätte das deutsche Volk in aller Geschwindigkeit eine Revolution gemacht, um meine Meinung durchzusetzen und so mit einem Satze — denn daran zweifelte ich nicht — in einen überaus glücklichen Zustand hineinzuspringen. Aber was ich wünschte, glaubte ich noch nicht. Ich war doch schon allzu tief in den Strom des Volkslebens eingetaucht worden, als daß ich mir eingebildet hätte, solche Revolutionen könnten ohne drängende Noth und Nothwendigkeit nur geradezu vom Knie abgebrochen werden. Für alle Fälle hielt ich's gerathen, vorerst dem Volke, so gut ich es verstünde, von all' dem Guten zu erzählen, das wir ihm zugedacht hätten. Also schrieb ich meine erste Broschüre, einen politischen Katechismus, im allerverständlichsten Bauerndeutsch. Dieses corpus delicti, wodurch mein Corpus aus der Freiheit heraus- und das deutsche Volk nicht hineingebracht wurde, findest Du wohl unter

meinen Büchern. Es ist immer noch ein Aktenstück zur Geschichte jener Zeit. Lies es noch einmal durch und Du wirst sehen, daß es lautete, wie folgt:

Frag = und Antwortbüchlein über Allerlei was im deutschen Vaterlande besonders Noth thut. Für den deutschen Bürgers= und Bauersmann. Deutschland 1819.

Einen herzlichen Gruß allen braven deutschen Männern!

Es hat sich wohl schon Jeder selbst im Stillen also gefragt: „Wie ist's doch in der Welt?" und: „Wie ist's nicht?" und: „Wie sollt's doch sein?" — Solche Frage nun und die Antwort drauf stehen denn auch in dem Büchlein und der Bürger und der Bauersmann soll selbst zusehen, ob

Alles, was drein steht, auch wahr ist und recht. — Mit der Wahrheit und mit der Gerechtigkeit ist es eine gar herrliche Sache, und wenn nur Jedermann einmal wüßte, was denn eigentlich wahr und recht ist, dann sollte es auch bald in der Welt ganz anders und viel besser aussehen. — Viele Menschen aber scheuen und fürchten sich vor der Wahrheit, weil sie gern im Trüben fischen. Da sind viele vornehme, hochadelige und hochnasige Herren, die tragen schöne bunte Bänder, wie der Hammel auf der Kirchweih, und haben das Gold und das Silber auf dem Rock, das der Bürger und der Bauersmann sonst im Sack gehabt hat. Dann sind Viele da, die von den Regierungen schwer bezahlt werden, und die es gern recht dunkel hätten in den Köpfen der andern Leute und denen es ein groß Aergerniß ist, daß in der Bibel steht: „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit mit einander, ein Jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Brüder sind.“ Solche sprechen, (aber nicht Alle, denn es auch gibt Brave

unter ihnen,) der Bürgers- und Bauersmann sei nur darum da, daß sie ihre Beutel mit seinem Gelde füllen könnten, und er sei viel zu dumm und einfältig, um einzusehen und zu begreifen, was wahr und recht ist. Das ist aber gelogen. Solches kann Jedermann einsehn und begreifen, der seinen Verstand brauchen will, und man braucht dazu keine lateinische Brocken, oder französisch plappern zu können. Diese Herren nun, die große Furcht vor der Wahrheit haben, werden auch an dem Büchlein hier ein Aergerniß nehmen. Sie werden sagen: „Es ist schlecht und dumm.“ Sie werden sagen: „Es ist voll Lügen.“ Aber das werden sie nicht sagen, wo und warum es gelogen ist. Sie werden sagen: „Es ist Aufruhr und Gewaltthat drein gepredigt,“ ob gleich das Gegentheil ganz deutlich drein steht. Sie werden sagen, oder euch wohl gar befehlen wollen: „Ihr sollt das Büchlein nicht lesen.“ Aber durch all das Gerede laßt euch nicht irr machen. Prüfet selbst und sehet mit eignen Augen. Christus spricht:

„Prüfet Alles und das Beste behaltet." Hernach aber, wenn Einer alles recht eingesehen und begriffen hat, dann soll er auch danach thun. Er soll nicht die Hände in den Schooß legen und warten, bis ihm der liebe Gott die Tauben gebraten in's Maul fliegen läßt, sondern soll das gute Werk frisch anfangen, dann wird es in der Welt besser werden, und wie es sein soll, dann wird es allen Guten — gut gehn und den Schlimmen — schlimm.

Wie es eigentlich in jedem Lande sein sollte.

Was verlangt von Jedermann die gesunde Vernunft und was ist das größte und das vornehmste Gebot des Christenthums?

Jedermann soll Gott und seinen Nächsten recht innig und von ganzem Herzen lieben.

Woran sieht man denn, daß wir unsern Nächsten lieben?

Daran, daß wir machen, daß Jedermann recht und Niemand unrecht geschieht. Christus spricht: „Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. (Evang. St. Matth. 5. C.) Und weiter: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr."

Wie lernen wir denn einsehen und verstehn, was recht und was unrecht ist?

Wenn wir die Vernunft brauchen, die uns der liebe Gott gegeben hat. Dann erkennen wir, was wahr und falsch, was recht und was unrecht ist. Dann werden uns nicht mehr Sünder und Thoren mit falschen Worten belügen und betrügen. „Auf daß wir nicht mehr Kinder seien und uns wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschlingen zu verführen." (Epistel Pauli an die Epheser.) Und Christus

sagt: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechte Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.“

Wer ist denn ein freier Mann?

Frei ist Einer, wenn ihm kein Anderer sein Recht, sein Leben und Vermögen nehmen kann, durch Mord und Raub, und unnöthige Steuern und Abgaben, oder durch andere Gewaltthat; und dann muß er ein gutes Gewissen haben; denn ein Sünder, wenn er auch ein Kaiser oder König ist, kann einem ehrlichen Bauersmann nicht offen und frei in's Auge schauen.

Will denn Gott haben, daß alle Menschen frei sein sollen?

Ja. Schon das Vögelein, wenn es in einem Käfig eingesperrt ist, das wird traurig und läßt die Federn hängen, und der Mensch, der in der Knechtschaft ist, der wird dumm und schlecht. Christus spricht: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr

Knechte seid, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut." (Evang. St. Joh. 15. Cap.)

Was haben denn die Menschen gethan, um friedlich und frei neben einander wohnen zu können?

Es sind viele Menschen in ein Land zusammen gekommen, um da in Ordnung mit einander zu leben, und einer dem Andern zu helfen. Eine solche Gesellschaft von Menschen heißt man: ein Volk.

Wie wird denn die Ordnung im Volk erhalten?

Durch Gesetze, das ist: Gebote, die Niemand übertreten darf, wer er auch ist.

Wer gibt denn die Gesetze?

Jeder brave und vernünftige Mann im ganzen Volk hat das Recht, dazu seine Stimme zu geben. Wo aber der Leute zu viel sind, da geht das nicht immer an. Darum müssen vom Volk die Männer gewählt werden, die in seinem Namen die Gesetze geben sollen.

Was haben diese also zu thun?

Sie haben sich nach dem Willen des Volks zu richten und für sein wahres Wohl zu sorgen. Wer aber seinen eigenen Vortheil sucht auf Kosten des Volks, der soll, als ein Volksverräther, bestraft werden.

Wie könnte wohl die Wahl dieser Männer am besten geschehen?

Wenn in jeder Gegend je tausend bis zehntausend zusammen kommen und wählen Einen, den sie für den besten und geschicktesten halten, aber ohne Unterschied, ob einer reich oder arm, vornehm oder gering ist. All diese Männer, die so vom ganzen Volk gewählt worden sind, kommen nun zusammen und halten Rath. Man heißt sie: Volksvertreter. Es sollen aber von Zeit zu Zeit neue Volksvertreter gewählt werden, damit zu jeder Zeit die besten und verständigsten Männer genommen werden können.

Was ist weiter nothwendig und erforderlich,

damit die gegebenen Gesetze auch von Jedermann befolgt werden?

Es muß eine Obrigkeit eingesetzt werden. Ein Kaiser, König oder Fürst. Diese Obrigkeit nun muß dafür sorgen, daß die Ordnung erhalten wird, die die Volksvertreter bestimmt haben. Wer aber dagegen handelt, der muß nach den Gesetzen bestraft werden.

Muß denn gerade von einem Kaiser, König oder Fürst regiert werden?

Nein, solches ist nicht nothwendig. Das Volk kann auch mehreren Männern zusammen die Regierung übertragen. So ist es im nordamerikanischen Freistaat und das Volk befindet sich dort ganz wohl dabei. Immer muß es vom Willen des Volks abhängen, wie es regiert sein will und von wem.

Ist denn Jeder im Volk der Obrigkeit Gehorsam schuldig?

Ja. Ohne dieses würde die größte Unordnung

entstehn. „Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." (Paulus an die Römer, 13. Cap.)

Wenn aber die Obrigkeit selbst gegen die Gesetze handelt und thut Unrecht gegen dich oder deinen Nächsten, was sollst du dann thun?

Dann sage frei und ohne Furcht die Wahrheit. Wenn dich aber die Obrigkeit nicht hört, dann zeige es den Volksvertretern an, die im Namen des Volks richten und Recht sprechen und die Ungerechten bestrafen. Denn ein Volk ist wie eine große Gemeine; Christus aber spricht: „Höret er dich nicht, so sage es der Gemeine; höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner." (Evang. St. Matth. 18. Cap.)

Was für Anstalten gibt es denn in jedem Lande für das Wohl des Volks?

Erstens, wenn es Streit über Mein und Dein gibt, muß gerichtet und Recht gesprochen werden. Alsdann muß das Leben und das Vermögen

Aller beschützt werden, das Wort Gottes soll gelehrt und gepredigt, die Knaben und Mädchen sollen zu tüchtigen Männern und Weibern erzogen werden, und wenn es Krieg gibt, das Vaterland beschützt und vertheidigt.

Wie muß es wohl angefangen werden, daß die Meisten in einem Volk recht tüchtig und wacker werden?

Es müssen alle Kinder im ganzen Volk zu Frömmigkeit, Muth, Arbeit und Mäßigkeit erzogen werden. Eins wie das Andere, alle in den nämlichen Schulen, ohne darauf zu sehen, ob die Eltern reich oder arm, vornehm oder gering sind. Es ist ferner nothwendig, damit alle Menschen nach Christi Worten, zur Erkenntniß der Wahrheit kommen können, daß Jeder Alles reden und schreiben darf, was wahr ist, wenn er nur auch die Wahrheit seiner Worte beweisen kann. Solches nennt man: die Preßfreiheit und Redefreiheit.

Wer hat das Recht Krieg anzufangen und Frieden zu machen?

Die Volksvertreter, damit Fürsten und Regierungen nicht unnöthige Kriege führen können, und Bürger und Bauern um Gut und Blut bringen.

Durch wen wird denn der Krieg geführt?

Wenn es Noth thut, soll die ganze Landwehr in den Krieg ziehen. Das ist: Alle junge rüstige Männer ohne Ausnahme.

Was ist aber dann nothwendig und erforderlich?

Es muß Jeder von Jugend auf in den Waffen geübt werden. Alle müssen marschiren, Schwenkungen machen, reiten, springen, fechten u. dergl. lernen. Solche Uebungen heißen: Turnübungen. Dadurch werden alle stark und gewandt, kräftig und muthig.

Wenn das geschieht, braucht man dann noch viel Soldaten im Frieden zu halten?

Nein. Sie sind viel mehr zum Schaden, als zum Nutzen. Um sie zu ernähren, müssen so hohe

Abgaben und Steuern entrichtet werden. Sie halten sich dann gar für viel vornehmer als Bürger und Bauern, die sie doch bezahlen müssen und werden Miethlinge der Fürsten und helfen das Volk drücken und pressen. Christus spricht: „Ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schaafe. Ein Miethling aber, der nicht Hirte ist, deß die Schaafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verläßt die Schaafe und fleucht; und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schaafe. Der Miethling aber fleucht, denn er ist ein Miethling und achtet der Schaafe nicht." (Evang. St. Joh. 10. Cap.)

Wie werden nun alle die Anstalten für das Wohl des Volks in gutem Stande erhalten, und die Männer bezahlt, die richten und Recht sprechen, die predigen und lehren, die in den Krieg ziehen u. s. w.?

Dazu soll jeder im Volke nach seinem Vermögen beisteuern, also daß Einer viel oder wenig gibt, je nachdem Einer reich oder arm ist. Die

Volksvertreter aber haben die Steuern zu verwilligen, damit nie mehr bezahlt werden muß, als gerade nothwendig ist.

Wird denn ein Kaiser, König oder Fürst, oder wie sonst die höchste Obrigkeit heißt, auch vom Volk bezahlt und erhalten?

Ja. Sie sind weiter nichts, als die obersten Diener und Beamten des Volks, und sollen so viel bekommen, daß sie in Ehren leben können, und als sie verdienen, aber nicht mehr. So lange aber noch irgend ein ehrlicher Bürgers- und Bauersmann Hunger und Kummer leiden muß, ist es gar unrecht, wenn Fürsten — Schmarotzer, Komödianten, Huren, Pferde und Hunde füttern dürfen, Jagden und Schmaußereien geben, und vom Schweiß des Landes prassen und schwelgen.

Wie es im deutschen Lande beschaffen ist.

Was ist denn das für ein Land, in dem wir Deutsche wohnen?

Das ist ein gar großes, schönes und fruchtbares und von dem Himmel recht gesegnetes Land.

Leben alle Deutsche so glücklich und froh, als sie in ihrem schönen und fruchtbaren Lande leben könnten?

O nein! Es könnte und sollte gar viel anders sein. Einzelne Reiche und Vornehme leben gar üppig und schwelgerisch, während mancher ehrliche und fleißige Bürger und Bauer große Noth leiden muß, schwere Abgaben bezahlen, Schulden machen und noch obendrein von sogenannten vornehmen Herrn gehudelt wird.

Aber woher ist uns Deutschen solche Noth gekommen?

Daher, weil in jedem kleinen Ländlein ein

eigener Fürst große Macht und Gewalt an sich gerissen hat. Da wollte dann hernach der Eine links, wenn der Andere rechts wollte, und da ist es geschehen, daß Krieg in's Land kam, daß die Fremden plünderten und brandschatzten, und einquartirt wurden, und daß es große Noth gab, während Juden, Wucherer und Schmarotzer sich ihre Beutel gefüllt haben. So wäre es aber nimmermehr geworden, wenn Deutschland immer eins und einig gewesen wäre.

Ist denn auch jetzt Deutschland immer noch uneins?

Im Augenblick ist wohl Ruhe und es sollen auch alle Streitigkeiten immer in Frieden am deutschen Bundestage ausgemacht werden.

Was ist denn der Bundestag?

Das ist eine Versammlung von fürstlichen Gesandten und Dienern. Wenn nun dort vom Wohl des deutschen Volkes die Rede ist, geht's immer gar langsam und bedächtlich her und geschieht nichts. Es ist wieder die alte Leier und

das langsame Wesen, wie vor den Franzosenzeiten.

Wie ist's denn mit den Gesetzen und mit Recht und Gerechtigkeit in Deutschland?

Hier so und dort anders. Also daß Einer im einen Ländlein Recht haben kann, wer im andern groß Unrecht hat.

Wie ist's mit der Preß- und Redefreiheit?

Viele vornehme und reiche Herrn können wie die Nachtvögel das Licht nicht vertragen, und mögens nicht leiden, daß die Wahrheit gesprochen und verstanden wird.

Wie ist's mit Handel und Wandel?

Da muß immer viel Zoll und Mauth bezahlt werden, wenn etwas aus einem Ländlein in's andere soll, und drei Stunden von hier gilt wieder anderes Geld und wird mit anderem Maße gemessen.

Wie ist's mit dem Soldatenwesen?

Da werden zeitig Bürgers- und Bauersleute von der Arbeit und vom Pflug weggeholt und in

buntige Röcklein gesteckt und wird mit ihnen, oft zum bloßen Zeitvertreib für manche vornehme Herren, gar wunderlich umgegangen. Solches muß denn das Land bezahlen.

Wie es anzufangen sei, daß es besser wird.

Wie müßte es denn sein, daß all das Uebel ein Ende hätte?

Deutschland müßte Eins und einig sein. Das ganze deutsche Volk müßte seine ächten, frei erwählten Volksvertreter haben; die Volksvertreter bestimmten dann eine höchste Obrigkeit, für das ganze deutsche Reich, der sowohl Könige und Fürsten, wie Bürger und Bauern unterthan wären.

Was soll nun wohl jetzt ein deutscher Mann für sein Vaterland thun?

Alles was er vermag mit Gut und Blut, und Leib und Leben. Aber damit es in Wahrheit besser werde, muß es auch auf die rechte Art angegriffen werden. So lang es nun in Ordnung, Ruh und Frieden geschehen kann, soll Keiner mit den Fäusten drein schlagen, wie's die Franzosen gemacht haben. Dadurch wird es oft noch schlimmer als vorher; besonders wenn unter einem Volke viel Schlechte sind, denen ein voller Beutel lieber ist, als das ganze Vaterland.

Was soll dann aber gethan werden?

Jeder Deutsche soll erst selbst recht gut und brav seyn, er soll seinen Verstand brauchen und drüber nachdenken, wie Alles so viel besser zu machen wäre. Hernach soll er mit seinem Nachbar und guten Freunde sprechen und so fort immer Einer mit dem Andern. Dann wird's kommen, daß alle deutsche Männer, die brav sind und nicht auf den Kopf gefallen, mit einander einig werden, und dann geht's schon. Solches wird recht leicht geschehen können, denn schon jetzt

sind viel tausend Männer aus ganz Deutschland und aus allen Ständen in den Hauptsachen einig geworden.

Was soll noch weiter geschehen?

Jeder soll machen, daß recht wackere und muthige Männer zu Landständen gewählt werden. Bei diesen Landständen geschieht zwar noch dadurch groß Unrecht, daß oft hundert Adelige eben so viel Stimmen haben, wie hunderttausend Bürger und Bauern, und ist dieß eigentlich noch keine rechte Volksvertretung, aber so nach und nach kann es doch werden. Dann muß man auch machen, daß alle Deutsche, besonders aber die jungen, im Herzen recht wacker und muthig werden, im Kopfe hell und verständig, und im Arm stark und kräftig. Und alle Deutsche sollen immer und ewig einig sein und einig bleiben. Das will der liebe Gott haben, denn da wir uneins wurden, kamen die Franzosen und Russen herüber und plünderten und raubten, und alle Abgaben und

Steuern, und Jammer und Noth wurden immer größer und größer. Darum sollen sich alle Deutsche wie Brüder lieben, und es soll ihnen einerlei sein, ob einer ein Oestreicher, Preuße, Hesse, Baier, Sachse oder Schwabe sei, wenn er nur ein ächter guter Deutscher ist.

Wenn sich aber die Fürsten wieder von Neuem in die Haare fallen, und es geht wieder drunter und drüber in Deutschland, wie dann?

Dazu darf es nimmermehr kommen. Die Fürsten haben dem ganzen deutschen Volke versprochen, alle ihre Streitigkeiten in Frieden abzumachen. Und die Deutschen werden so dumm, so schlecht und so niederträchtig nicht mehr sein, daß sie sich noch einmal gegen einander treiben lassen, wie Schaafe zur Schlachtbank. Christus spricht: „Ein jeglich Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste.“ (Evangel. St. Matth. 12. Kap.)

So wollen wir denn handeln und schaffen in

Liebe und Eintracht. Jeder thue Recht und scheue Niemand. Dann wird der gute Gott uns segnen, und Freiheit und Recht und Glück und Wohlsein wird in unserm lieben deutschen Lande blühen, wachsen und gedeihen. Amen!

Es sind nun viele Jahre her, seit dieses Frag- und Antwortbüchlein erschienen ist; und es wäre gänzlich vergessen und verschollen; wenn nicht zuweilen die Berichte unserer unsterblichen politischen Untersuchungs-Commissionen darauf hingewiesen und von seiner „zur Verlockung und Verführung des Volks wohlberechneten Sprache" und derlei dummes Zeug gesprochen hätten. Mir selbst aber erscheint nun dieses Ding wie etwas ausser mir Liegendes, das ich mit völliger Unbefangenheit betrachte; und so muß ich wohl lachen über die jugendliche Dürftigkeit jener politischen

Entwickelung. Allein die Jugend und das Volk halten sich am liebsten an ganz Specielles, oder an ganz Allgemeines; dabei haben sie wenigstens den Vortheil, daß sie so leicht nicht vor Bäumen den Wald übersehen. Was aber die Hauptstücke meines Katechismus angeht, so stehe ich dazu noch jetzt wie früher. Die Frage: was aus Staat und Gesellschaft werden könne und solle? habe auch ich mir später in Besonderes eingehend zu beantworten gesucht; das Wie der Mittel und Wege, die zu einem höher und höher rückenden Ziele hinführen, ist ohnehin eine Frage der Zeit und Umstände. Aber es macht mir doch einen eigenen freudigen Eindruck, daß ich die im J. 1819 ausgesprochenen Grundansichten noch jetzt in mir selbst wiederfinde und in Allem, was ich seitdem geschrieben; daß ich mich von einem Punkte aus in einer Richtung fortbewegt habe, in die ich mich nicht selbst gewiesen hatte, in die ich vielmehr durch eine inhaltreiche, tief bewegte und bewegende Zeit gewiesen wurde.

Denn auch das, was ich 1819 in aller Naivetät den deutschen Bauern sagte oder sagen wollte, war doch nur der populäre Ausdruck der Gesinnung und Meinung des Theils der deutschen Jugend, dem auch ich angehörte; und die Stimme dieser Jugend selbst, obgleich schon Mißtöne sich einmischten, war noch ein unmittelbarer Nachhall der Stimme des deutschen Volks aus seiner Periode der Erhebung, aus seiner mit Kanonen gespielten Ouvertüre, womit es sich einen neuen Abschnitt der Geschichte eingeleitet hatte.

Du siehst, wie der besagte politische Katechismus gleich auf der ersten Seite mit dem „christlichen Staate" anfängt, aus dem sie später so viel Wesens gemacht haben, nachdem er als königliche patentirte Erfindung in verhunzter Gestalt wieder zum Vorschein gekommen ist. Wir jungen Leute hielten uns aber an das Christenthum des Volks; und da wir den lieben Gott und den Gott der Liebe nicht absetzen wollten, so haben wir es im „Dein Wille geschehe im Himmel und

auf Erden" auch mit der zweiten Hälfte dieses Satzes nur um so ernstlicher genommen. Die Anhänger des officiellen Christenthums aber, die Mächtigen, Vornehmen und Reichen haben — wie schon gesagt — die große Masse des Volks nur auf das Departement der auswärtigen und jenseitigen Angelegenheiten angewiesen, um im Diesseits recht con amore des Teufels zu sein. Wir jungen Leute kümmerten uns noch nicht viel um die confessionellen Unterschiede und sogar um das Dogma von der Dreieinigkeit schon darum nicht viel, weil wir sonst die Unitarier und alle anderen antitrinitarischen Verzweigungen in unserem Christenthum gar nicht hätten unterbringen können. Es schien uns auch kaum der Mühe werth, gegen die besonderen Vorstellungen der Leute über das W i e der Entstehung des Christenthums zu Felde zu ziehen. Wir hielten uns ganz einfach an das W a s und darum an Das, was das Christenthum selbst erzeugt hat, an die Welt erlösende befreiende Macht der Liebe. Diese Liebe sollte

von der „gesunden Vernunft“ aufgefaßt, so wie auf die Verhältnisse in Staat und Gesellschaft vernünftig angewandt werden. Und dies sollte zunächst im Streben geschehen, „daß Jedermann recht und Niemand unrecht geschehe.“

Wir hatten eine demokratische Richtung und weit den Meisten schwebte der demokratische Freistaat als das zu erreichende Ziel vor Augen. Weil wir aber wahre und ehrliche Demokraten waren, so achteten wir das Volk und die im Volke herrschenden Ansichten. Wir sagten also schlichtweg: es sei nicht gerade nöthig, daß „von einem Kaiser, Könige oder Fürsten regiert werde,“ aber „immer müsse es vom Willen des Volkes abhängen, wie es regiert sein wolle und von wem.“ Darum war es uns wesentlich nur um ein aus dem Volke selbst sich immer neu erzeugendes Organ des Volkswillens, um eine Volksvertretung zu thun. Aber auch die Einheit Deutschlands verstanden wir nicht im Sinne der völligen Aufhebung aller staatlichen Unterschiede, sondern wir

verlangten eine allgemeine deutsche Nationalvertretung und eine von ihr aus bestimmte höchste vollziehende Behörde, der „sowohl Könige und Fürsten, wie Bürger und Bauern unterthan wären." Und bis einmal Deutschland seinen populären Mittelpunkt gefunden hat, von dem aus ein höchster Nationalwille sich verkündet und geltend macht, bleibt es doch dabei, daß das Gerede von deutscher Einheit nicht vielmehr als eitel Larifari ist. Freilich folgt daraus nicht, daß man nicht einstweilen mit etlichen Abschlagszahlungen zufrieden sein dürfte.

Den Unterschied von Reich und Arm wollten wir nicht ohne Weiteres aufheben. Also kam uns auch nicht der Gedanke an irgend eine forcirte Gütergemeinschaft in den Sinn; und wir hielten es vielmehr für äußerst natürlich, daß Derjenige, der von sich aus fleißiger und ruhiger sei, auch für sich mehr erwerbe, als der Faule, der sich mit dem Genusse seiner Faulheit schon selbst bezahlt mache. Aber der widernatürlich

schroffe Gegensatz in der Vertheilung des Vermögens war uns doch schon damals auffallend geworden. Wir meinten also, daß es sehr unrecht sei, wenn „Fürsten vom Schweiße des Landes prassen, oder einzelne Reiche und Vornehme gar üppig und schwelgerisch leben könnten, so lange noch irgend ein ehrlicher Bürgers- und Bauersmann Hunger und Kummer leiden müsse." Auch der Gedanke, daß die „Gesellschft von Menschen, die man ein Volk heiße, und welche „wie eine große Gemeine sei," damit „Einer dem Anderen helfe" — also der Gedanke des Socialismus, der freilich erst später in allerlei und zum Theil sehr närrischen Weisen ausgeprägt wurde, ist damals schon zum Vorschein gekommen.

Vor Allem machten es mir meine politischen Verfolger zum Vorwurfe, daß ich zu politischen Zwecken mit der Bibel Mißbrauch getrieben habe. Sie fühlten, daß sie an ihrer schwächsten Seite angegriffen waren; und sehen es jetzt viel lieber, wenn ihnen nicht mehr mit dem Christenthume,

sondern wenn diesem selbst zu Leibe gegangen wird. Mir aber war es so heiliger Ernst mit Dem, was ich sagte; daß ich nur das leere Wort Christenthum, das sich selbstsüchtig vom Staate und der Gesellschaft losreißt, noch jetzt für eine Lüge halte.

Im nächsten Briefe noch Einiges über alle die Schicksalsfäden, die mir aus meinem ersten Druckbogen herausgesponnen wurden.

X.

Schon sind wir im Monat Dezember, wo die Nächte ihre längsten Schatten werfen, und Du, mein Theuerster, hast noch nicht einmal das rechte Seil, das Dich zu Tage ziehen soll. Darum ist es jetzt hohe Zeit, bei Deinem Haushofmeister anzufragen, ob Dir für Dein bisher besessenes und defect gewordenes oder gemachtes Sopha, ein anderes zugestellt werden kann, und dann lasse mich weiter sorgen. Sage mir auch, wie viel Stäbe Du durchsägen mußt, um hinaus zu können;

doch ja lieber zu viel als zu wenig. Es wäre ja schrecklich, wenn der Eingesteckte auch noch zum Steckenbleibenden würde.

Du hast in Deinem letzten Briefe Weidig erwähnt. Ich erfuhr in diesen Tagen, daß man ihm von der Schweiz, wenn ich nicht irre von Zürich aus, Anerbieten zur Uebernahme einer Lehrerstelle gemacht hat, wahrscheinlich an der dort eben gegründeten Hochschule. Er soll dies aber, weil er sich nicht von seinem Vaterlande trennen könne, ausgeschlagen haben. Viele tadeln ihn darum und halten seine Weigerung um so mehr für unklug, da sie nicht zweifeln, daß er in die neuesten politischen Bestrebungen die von Oberhessen aus zu gehen scheinen, mit verflochten sei.

Und muß man denn gerade im Vaterlande leben, um es zu lieben, und um diese Liebe durch die That zu beweisen? Es könnte Einem vielleicht damit gehen wie mit manchen Menschen, an denen man in ihrer Nähe viel auszusetzen hat,

die einem aber je ferner von ihnen je lieber werden. Und in der Schweiz, dem uns so nahe verwandten Lande, das so manche gleichartige Interessen, das dieselbe Sprache, dieselben Sitten, dieselbe Literatur mit uns gemein hat, kann man sich wohl nicht leicht fremd fühlen und nicht als fremd da betrachtet werden. Schon in früher Jugend, durch die Lectüre des Wilhelm Tell, erwacht bei Jedem eine Sehnsucht nach diesem Lande, das man sich voller Telle denkt und das man mit lauter Tapferkeit, Treue, Einfachheit und allen möglichen Tugenden zwischen den „lächelnden Seen" und den „Feldern von Eis" ausmeublirt. Meinem Vater, der mit uns Kindern zuweilen kleine Fußreisen machte, lag ich oft vergeblich an, uns einmal nach der Schweiz zu führen. Um mich mit diesem zur fixen Idee gewordenen Wunsche zu necken, gab mir einer unserer Verwandten gelegentlich das folgende Verschen in einer Zeit, wo ich mich, außer für die „Schwarzen" auch für die Griechenbefreiung

lebhaft interessirte, während ich zugleich die Walter Scottischen Romane verschlang:

„Der Schwarzen Gewebe fressen die Motten,
Es zerbricht das griechische Kreuz,
Auch wanderst Du nie in die Schweiz;
Begnüge Dich denn zu walterscotten.“

Und jetzt, nach vielen Jahren, werde ich vielleicht doch das ersehnte Land schauen; bleibt uns ja, wenn unser Unternehmen gelingt, wohl keine andere Wahl, als uns dahin oder nach Frankreich zu wenden.

Auf jenes Verschen antwortete — es war zu einer Zeit, wo schon die politischen Untersuchungen in vollem Gange waren — meine unvergeßliche Mutter mit den Worten:

„Wohl haben die Motten die Schale zerfressen,
„Darinnen der Kern der Wahrheit gesessen;
„Doch diesen, den edelsten Edelstein,
„Der treu ist verwahret im Herzensschrein,
„Kann nicht benagen ein Wurm so klein:
„Er wird noch einmal mit Glanz sich verkünden,
„Daß alle die Motten daran erblinden!“

Das „Walterscotten" hat bei mir und Anderen schon lange aufgehört. Auch das griechische „Kreuz" ist nicht zerbrochen, sondern es fängt vielleicht erst recht an, seit sie den jungen Otto als privatisirenden König von München nach Athen geschickt haben. Erwarten wir nun, wie es uns noch mit den „Geweben der Schwarzen" und mit der „Schweiz" ergeht.

Du hast mir also plein pouvoir gegeben, in den Tagen unserer jungen Liebe zu schwärmen. Aber die Gegenwart nimmt mich dergestalt in Anspruch, daß ich keine Zeit finde zurückzugehen in die Zeit unserer Romantik, um das aufzusuchen, was wir nicht verloren haben und was für uns trotz seines Alters immer neu geblieben ist. Nur etwas Charakteristisches, was Dir vielleicht entgangen ist, lasse mich erwähnen. Im Jahr 1819, wo unsere Liebe jung ward, schwärmten die s. g. schwarzen Schwestern für „die gute Sache" und zugleich für die ihr dienenden langgelockten Jünglinge, die das Vaterland als ihre Braut besan-

gen. Diese waren sehr ernst und mannhaft trotzig und hatten von ihrer Wichtigkeit wohl keinen allzu geringen Begriff; während sich der weibliche Theil dieser Richtung eine überaus große Bescheidenheit und Demuth zur Pflicht machte:

„Es wächst ein Blümlein Bescheidenheit
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.“
— — — — —
„Und wird ein zweites das Demuth heißt
Als Schmuck der Mägdelein hochgepreist 2c.“

In diese und viele ähnliche Worte Arndts und Fouqués hüllten wir uns ein, so daß ich nicht wußte wie mir geschah, als Du mich, das letzte der Mägdlein erkorest. Auch kam mir dies von Dir wie eine Art Untreue gegen die „Vaterlandsbraut“ vor, die ich Dir aber doch sehr gern verziehen habe.

Bei unsrer langen Liebe vor der Ehe war es gut, daß sie keine öffentlich anerkannte war und daß von Deiner Seite bald ein Jahr Gefängniß, bald einige Universitätsjahre, Reisen und dergl.

jeweilige Trennungen herbeiführten; denn sonst nimm mir's nicht übel, hätte die Sache doch etwas langweilig werden können. Es gibt in der Welt keinen unnatürlicheren Zustand, als diese chronischen, officiellen Brautschaften, wo der Bräutigam täglich hergebrachtermaßen voller Entzücken vor der Braut erscheinen muß und wo diese weder ganz für ihn, noch ganz für ihre Umgebung leben kann. Dabei lernen sie sich so genau kennen, daß sich ihnen gegenseitig das Räthsel der Individualität schon vor der Ehe löst, also daß diese nachher ihres schönsten Reizes entbehrt.

In demselben Jahre, wo wir uns fanden, erschien das „Frag- und Antwortbüchlein;" und die Kette von Ereignissen, die sich daran knüpfte, hattest Du nicht mehr allein zu tragen. Wie die zwei Herzen jetzt nur einen Schlag hatten, so traf auch fortan jeder Schicksalsschlag zwei Herzen zugleich.

Bei Deinem Katechismus habe ich mich übrigens wieder von Neuem gefreut, daß Du gerade

das in der Bibel gefunden, was Jeder darin finden sollte.

Wohl hast Du Ursache Dich glücklich zu preisen, denn es wird dem Menschen selten zu Theil, den Weg worauf ihn das Schicksal zuerst führte, mag er auch für ihn selbst nicht immer mit Rosen bestreut sein, geradeaus ohne Ab- und Irrwege verfolgen zu können. Und hast Du erst den Weg aus diesem verwünschten Schlosse gefunden, so findest Du bald auch Deinen früheren Weg wieder. Lebe wohl für heute.

XI.

„Probirt geht über studirt" — sagt ein sehr gebräuchliches Sprichwort. Hat man etwas der Art wie eine Selbstbefreiung vor, so thut man also sehr wohl, sich in allen dazu erforderlichen Operationen, so weit es angeht, schon im Voraus zu versuchen, um nicht das:

„Alles ließe sich trefflich schlichten,
„Könnte man die Sachen zweimal verrichten."

hintenach an sich selbst zu erfahren.

Nun weißt Du wohl, meine Theuerste, daß es mit meinen mechanischen Fertigkeiten äußerst schlecht aussieht. Bringe ich es dahin, vier Zoll Eisen durchzusägen, so habe ich mein Möglichstes gethan; und müßte ich es mit zwei Zoll weiter versuchen, so käme ich wohl gar nicht zu Ende und die ganze Geschichte würde vorher entdeckt. Mit vier Zoll säge ich mir zwar nur ein ganz kleines eisernes Kreuz aus dem Gitter heraus und breche der Freiheit nur eine sehr enge Bresche, durch die ich knapp mit dem Kopfe durchschlüpfen kann. Allein da kommt mir die Wissenschaft in ihrer Anwendung auf's Leben zu Hilfe.

Du erinnerst Dich wohl jenes eisernen Gitterthores am hochfürstlichen s. g. „Herrngarten" in Bessungen bei Darmstadt. Dieses Thor wurde meist verschlossen gehalten und nur zum privilegirten Ein- und Ausgang vornehmer Personen, doch äußerst selten für die ordinäre bürgerliche Canaille geöffnet. Einen desto größeren Spaß machte es uns Knaben, zwischen den Stangen in

den Garten zu schlüpfen und auf demselben Wege, der nur für dünne Leiber praktikabel war, wieder auszupassiren, sobald die hochfürstlichen Gartenknechte über uns herfallen wollten. Hatten wir erst wieder einen sichern Standpunkt der blos äußerlichen Betrachtung, so mußten sich die eifrigen Vollstrecker des Gesetzes noch dazu gefallen lassen, von uns ausgelacht zu werden. Bei dieser Gelegenheit wurde zum Oefteren das folgenschwere Princip ausgesprochen, daß sich jeder mit keinen besonderen Auswüchsen behaftete Menschenleib durch jedes Loch von der Breite des Kopfes und einem kleinen Plus durchdrängen könne, falls besagtes Loch nur auch lang genug sei, um zugleich die Schultern passiren zu lassen. Ohne diesen wichtigen Grundsatz, daß es vor Allem auf den Kopf ankomme, um sich in der Welt durchzubringen, hätte ich mir es gar nicht als möglich vorgestellt, durch eine so enge Oeffnung, wie ich sie mir zu machen gedenke, jemals auszupassiren. Ich hätte also von vorn herein den ganzen Befreiungsplan

viel zu weitläufig angelegt, während ich jetzt glücklicher Weise im Stande bin, nach Grundsätzen zu handeln. Wie gut ist's doch, wenn man in der Jugend etwas gelernt und sich bei Zeiten mit verbotenen Dingen abgegeben hat. Und wie gut ist's auch, daß es einen Ueberfluß an fürstlichen Verboten giebt: das Volk lernt daran sich selbst zu befreien und Diejenigen, welche die Verbote erlassen, merken es nicht einmal. Um aber sicherer zu gehen — denn man kann sich nicht immer auf die Grundsätze verlassen — habe ich noch eine besondere Probe angestellt. Die Commode in meinem Zimmer hatte ich gerade so weit von der Wand abgerückt, als das projectirte Freiheitsloch breit sein wird; und nun habe ich versucht, mich zwischen Wand nnd Commode durchzuschieben, ohne diese von der Stelle zu drängen. Es geht! Die Theorie hat sich in der Erfahrung von neuem bewährt. — — —

Nun wieder zurück in's Jahr 1819. Mein Schicksal ahnend, hatte ich noch einmal auf einer

Schweizerreise Freiheitsluft geschöpft und kaum war ich heimgekehrt, so wurde ich in's Loch gesteckt, war aber noch so dumm, daß ich nicht die geringste Neigung hatte, mir ein Loch in's Loch zu machen. Wurden doch bei meinen Gleichgesinnten einige Leiden für die „gute Sache" als große Ehre oder gar als verfluchte Schuldigkeit betrachtet. Das Frag- und Antwortbüchlein war in zwei Auflagen von je 2000 Exemplaren gedruckt und wohl kaum zur Hälfte verbreitet worden. Es gefiel den Bauern nicht übel, so daß sich's der Eine und Andere, was bei ihnen keine geringe Mühe ist, sogar abgeschrieben hat. Da Bauern und Bürger die allein zuständigen Kritiker waren, so mußte dieses Gefallen auch mir gefallen. Um so eifriger war man darauf bedacht, das unschuldige Ding zum Hochverrath zu stempeln. Selbst vom Todtschießen war die Rede, woraus ich mir aber damals — wie hundert Andere — nur ein curioses Vergnügen ge-

macht hätte. In späteren Jahren wäre mir Das viel unangenehmer gewesen.

Es war zum Lachen, welch' Aufhebens von diesem Bauernkatechismus gemacht wurde. Aber die reactionäre Partei wußte doch, was sie that. Die Carlsbader Beschlüsse sollten nachträglich mit einer Parforcejagd auf Hochverräther gerechtfertigt werden, wodurch der Justiz eine nicht allzu geringe Menge Schwarzwild in's Garn gejagt wurde. Also wurden alle Hofhunde zu Jagdhunden, und wie sie in das Dickicht der geheimen deutschen Gerechtigkeit hineinbellten, so bellte diese wieder heraus. Vor Allem sollte die deutsche Presse gesündigt haben. Aber außer einigen Liedern, worin die Poeten nach ihrer Art den Mund ziemlich voll Freiheit und Tyrannenmord genommen hatten, war kaum etwas Anderes aufzutreiben, als jenes Broschürlein. Daran hielt man sich also. Und so ansteckend ist die Verkehrtheit, daß selbst verständige und freigesinnte Leute in den loyalen Zeter einstimmten. Schrieb ja sogar

der Fantasie-Hoffmann in Berlin, der sich übrigens als politischer Inquirent später recht ehrenwerth benommen haben soll, von jenem Frag- und Antwortbüchlein als von einer aufrührerischen Schrift, die „aus dem Gießener" Vereine der Schwarzen hervorgegangen sei, was nicht einmal wahr ist, da der s. g. Verein der s. g. Gießener Schwarzen damit nichts zu thun hatte. Also auch Hoffmann unter den Philistern!

Während man an das Dasein gefährlicher geheimer Verbindungen glauben machen wollte, hatte die der Politik ergebene sehr unpolitische deutsche Jugend ihren Spaß nur an einer höchst offenherzigen Geheimnißkrämerei. Den Meisten dünkte es eine Ehrenpflicht, selbst den vermeintlichen „Tyrannen" kein Hehl zu machen aus Allem, was man gethan und nicht gethan hatte, was man aber vielleicht noch zu thun gedachte und gedenken wollte. Es wurde als sehr edel angesehen, ohne Cravatte und mit offenem Halse der unlöblichen Polizei in's Messer zu laufen;

nur mußte man mit deutschem männerstolzem Blicke auf besagte Polizei verächtlich herabsehen und sich von ihr abgurgeln lassen, ohne das Gesicht zu verziehen. Kurz es war gestattet, mit seiner eigenen Person so einfältig umzugehen als man nur Lust hatte, und sich nach Belieben scheren zu lassen. Dagegen wurde es sehr übel angesehen, wenn man nicht blos sich, sondern auch Andere in die Patsche brachte; und damit dies nicht geschehe, mußte man sich mit stoischem Schweigen waffnen, oder durfte wohl auch einer List sich bedienen, wenn man — konnte. Freilich machte man sich hie und da auch das theoretische Vergnügen, über die Frage: ob der Zweck die Mittel heilige? ausführlich zu verhandeln. Aber wie himmelweit blieb man doch von einer jesuitischen Praxis entfernt! Ach nein! die deutsche Jugend war noch viel zu offenherzig und ehrlich für diese Welt voll Spitzbuben.

Mein Inquirent — er wurde später als Mitglied der Mainzer Centralcommission mit guten

Diäten auf ein Futter gesetzt, wie es von der deutschen Eiche immer noch reichlich abfällt — fragte mich im ersten Verhör: „Wissen Sie etwas vom Frag- und Antwortbüchlein?“ Antwort: „Ja.“ „Woher wissen Sie das?“ Antwort: „Daher, daß ich es selbst gemacht habe.“ Der Hr. Inquirent war schier verblüfft, da ich mein so entsetzlich sein sollendes Verbrechen mit derselben Naivetät eingestand, als ich es begangen hatte. Nebenbei mochte ihm der populäre und fast cynisch klingende Ausdruck „selbst gemacht“ aufgefallen sein. Aber Du weißt, wir Darmstädter machen mehr als andere Leute. Ist Einer nach Frankfurt gereist, so heißt es wohl: „er hat auf Frankfurt gemacht;“ und also genirte ich mich gleichfalls nicht, geradezu auf's Protokoll zu machen, wofür ich meiner Seits zum Staatsgefangenen gemacht wurde.

Die politischen Untersuchungen waren 1819 in Deutschland etwas Neues. Man hatte noch nicht die leidige Praxis künftiger Jahre und sie

wurden also — so war es damals im Großherzogthum Hessen — mit einer gewissen Gutmüthigkeit betrieben. So kurz nach den „Freiheitskriegen“ schämte man sich wohl noch ein wenig dieser politischen Inquisitionen; eine recht ehrenwerthe Scham, die man sich freilich in späterer Zeit sehr abgewöhnt hat. In meinem ersten Arrestzimmer rauchte der Ofen. Als ich nun keckweg in einer Eingabe behauptete, man habe nicht das Recht, mich schon vor geschlossener Untersuchung bei lebendigem Leibe zu räuchern, so wurde ich zwar in ein feuchtes und schlechteres Zimmer gebracht, als das vorige war; aber da ich mich gerade zur gelegenen Zeit ein wenig unpäßlich fühlte, war man doch human genug, mich nach ärztlicher Anweisung sogleich in ein drittes besseres Lokal zu versetzen. Auch wurde ich während längerer Zeit täglich oder fast täglich spazieren geführt, ohne daß diese Erholungen mit allzuknappem Maße gemessen wurden. Und es gehörte stets zu meinen größten Lustpartien, wenn ich

etwa Dich, meine damalige heimliche Liebe, bei solcher Gelegenheit von Angesicht zu Angesicht sehen konnte. Ueberhaupt ist es sehr pikant, in politischer Haft zu sitzen und einen Schatz zu haben, der ganz extra nach Einem schmachtet. Auch im J. 1834, da Du nun meine Frau bist, geht's noch. Und so kann ich mich freilich mit dem besten Willen keines Märtyrerthums rühmen. Im Gegentheil! Bei allen Staatsverbrechen, die sie mir vorgeworfen, hatte ich ein so sonderbar gutes Gewissen, daß ich die Sache ziemlich leicht und lustig nahm. Diese politischen Gefangenschaften mit Umständen gehören sogar zu meinen ergötzlichsten Erinnerungen; und ich dürfte meinen politischen Gegnern fast dankbar dafür sein, nur mag ich's nicht laut gestehen. Die guten Leute könnten es sich selbst noch übel nehmen, daß sie uns das Leben nicht saurer zu machen wußten.

Um mich Dir besonders interessant zu machen, hatte ich mir den Bart wachsen lassen. Ein etwas bleiches Gefangenengesicht in haariger Einfassung

unsere blasse Civilisation mit Barbarei in einer Anschauung, macht immer einigen Eindruck. Gelegentlich fiel einmal eine Aeußerung über das sichtliche Gedeihen dieses Barts. Da warf ich dem Inquirenten die boshafte Bemerkung hin: das sei auch das Einzige, was bei der ganzen Untersuchung herauskomme. Aber dies war nicht ganz richtig. Viel zwar ist dabei nicht herausgekommen; aber doch brachte die gründliche Justiz — wie immer — weit mehr heraus, als sämmtliche Thäter und Unthäter selbst wußten. Bei unsern sehr aufrichtigen Geständnissen waren auch alle Collusionen — und ich colludirte nach Herzenslust — doch nur ein Zeitvertreib, aber ein recht ergötzlicher. So hatte ich mir unter Anderem einen Schlüssel zur Thüre des oberen Zimmers eines politischen Mitgefangenen verschafft, dem ich dann und wann eine nächtliche Visite abstattete. Das hätte leicht einmal entdeckt werden können. Um die zwölfte Stunde nahte ich leisen Trittes meinem guten Freunde, den ich auf seiner hölzer-

nen Britsche schlafend fand. Als ich an ihm schüttelte, schämte er sich nicht trotz aller Aufklärung zu träumen, daß ihn der Teufel holen wolle. Ob das politische Gewissensbisse waren? Er setzte sich also gegen den Satan in Vertheidigungsstand, und da er in seiner Schlaftrunkenheit mit sehr langen Beinen und Armen um sich schlug, brach die Britsche zusammen, einige Stühle polterten auf den Boden, die Waschschüssel ging in Scherben und was sonst noch geschah. So hatte nun wirklich der Teufel einen Höllenlärm angestellt, den man unten auf der Wache wohl hören mußte. Aber dort schliefen sie wohl auch und träumten vielleicht vom Teufel, der ein guter dummer Teufel gewesen sein muß, denn sie haben nichts von ihm erfahren. Als sie sich am Morgen nach den Ursachen der Zerstörung erkundigten, ließen sie sich mit einer ganz natürlichen Erklärung des Wunders abfinden, und ich konnte nach wie vor meine Besuche fortsetzen.

Als einmal die Justiz ihr langweiliges Frag- und Antwortspiel über meine kurzen Fragen und Antworten begonnen hatte, wollte sie vor Allem den Drucker des Schriftchens wissen. Er war ein Hr. Bairhoffer in Frankfurt. Aber ich erklärte rundweg, daß ich dem Manne mein Wort gegeben habe, ihn nicht zu nennen. Das war eigentlich nicht wahr; aber zur Beruhigung meines Gewissens ließ ich ihn vermittelst einer Collusion wissen, was ich zu Protokoll erklärt hatte und gab ihm somit nachträglich das Versprechen der Verschwiegenheit. Alle Vorstellungen, daß ich der geheimen Gerechtigkeit die offene Wahrheit schuldig sei; alle Hinweisungen auf die Verzögerung der Inquisition durch meine Hartnäckigkeit, auf die Verlängerung und mögliche Erschwerung meiner Haft, waren vergebens; ich blieb schweigsam. Endlich nannte sich der Drucker selbst und man war in Frankfurt vernünftig genug, ihm nichts anzuhaben.

Noch immer war die Wißbegierde nicht befrie-

digt; man wollte auch den Besteller des Drucks kennen lernen. Dies hätte ich gern auf mich genommen, aber das war nach der Lage der Akten nicht gut möglich. Also mußte ich wieder ausweichende Antworten geben, denn der wirkliche Besteller, mein liebenswürdiger Freund Pfaffenberger, später Advokat in Mainz, sollte nicht gleichfalls der Justiz in den Rachen gejagt werden. Endlich wurde ich aber das Ding müde. Ein junger Mann, Egli aus Worms, hatte an unsern Zusammenkünften dann und wann theilgenommen. Er starb während meiner Haft, was ich zufällig erfuhr. Also schrieb ich in ein Buch, das mir ein Freund geliehen hatte, mit zerstreuten Buchstaben und Worten, als wolle ich recht heimlich thun, etwa Folgendes: „Lieber Freund, sorge ja dafür, daß Egli nicht als Besteller des Drucks genannt werde; ich nenne ihn gewiß nicht." Dem gerade Wache habenden Offizier hatte ich gesagt: Die Untersuchung stehe jetzt auf einem Punkt, wo es nur noch darauf ankomme, diesen Egli zu

nennen. Ich habe dies früher nicht thun wollen, aber man müsse der Sache doch ein Ende machen. Indessen wolle ich mich nicht mit meinen früheren Aussagen geradezu in Widerspruch setzen, und es komme mir also auf eine passende Form an, um mit Anstand einzulenken. Also möge er das Buch der Untersuchungscommission einsenden und sie auf das Eingeschriebene, als auf seine Entdeckung aufmerksam machen. Dadurch werde er mir, den Herren Inquirenten und sich selbst einen Gefallen thun, denn er werde wegen seiner Aufmerksamkeit im Dienste gewiß noch höchlich belobt werden.

Das leuchtete ein und also geschah es. Es dauerte nicht lange, so kamen die zwei Herren Inquirenten, sammt Actuar, im größten Diensteifer trabend an. Halb athemlos sagten sie dem Offizier der Wache wegen seiner „wichtigen Entdeckung" ihren warmen Dank, den dieser ganz behaglich einstrich. Nun wurde ich zum Verhör berufen. Der Triumph des nahen Siegs leuch-

tete aus den Blicken der ganzen Commission. In engen und immer engeren Kreisen bewegten sich die Fragen nach jenem Egli hin. Ich that, als käme ich mehr und mehr in Verlegenheit. Endlich ward die Schublade aufgezogen und das fragliche Buch mir vor Augen gehalten. Natürlich stand ich sehr verblüfft ob der lang erwarteten Ueberraschung und gestand, was ich gestehen wollte. Einer der Inquirenten, Criminalrichter Hofmann, ein so kluger als braver Mann, soll zwar später, da er Egli's Tod erfuhr, einige Bedenklichkeiten geäußert haben. Aber es war nichts zu machen, da alles Nöthige ordnungsmäßig zu Papier gebracht war? Ich selbst muß mir zum Ruhme nachsagen, daß ich damals nicht übel Komödie gespielt habe. Zwar hat es mich große Mühe gekostet, die innerlichen Lachkrämpfe nicht sichtbar und hörbar werden zu lassen. Doch was vermag man nicht um der guten Sache willen?

Diese Geschichte ist ein kleiner Beitrag zur Erläuterung des prozessualischen Grundsatzes: „was

nicht in den Acten ist, ist nicht in der Welt" — der wohl auch so verstanden wird: „was einmal in den Acten ist, soll mit Teufelsgewalt auch in der Welt sein." Meinethalben! Aber doch war Egli nicht mehr in der Welt, und den Druck hatte er auch nicht bestellt. Und das ist immer das Loos der geheimen Justiz; entweder betrügt, quält und martert sie ihre Opfer, oder sie muß sich in ihr blödsinniges Gesicht von den Angeschuldigten eine Nase drehen lassen; entweder ist sie grausam und weckt den gerechten bitteren Haß, oder sie macht sich lächerlich und wird zum Kinderspott. Fort denn endlich mit dieser Mißgeburt einer geheimen Inquisition, mit diesem unsauberen Mischmasch von Teufelei und Eselei.

Nachdem ich mir zu meinem Benefiz jenes kleine Possenspiel von der geheimen Justiz mit ernsthaften Gesichtern hatte aufführen lassen, war die Untersuchung bald zu Ende. Ein gescheuter und streng rechtlicher Mann, der sich durch keine nichtswürdigen Rücksichten auf vornehme Gönner

und Mißgönner bestimmen ließ, erhielt das Referat. Ueberdies hatte der Liberalismus nach langer Ebbe wieder einmal seine kurze Springfluth. Für das Großherzogthum Hessen war gerade eine Verfassung zu Stande gekommen, und man kümmerte sich weniger um das Vergangene, da man einer wunderguten Zukunft entgegen zu gehen meinte. Das mochte wohl mithelfen und so ward ich am 18. October 1820 freigesprochen. Aber doch hatte man zu dem, was sich eigentlich von selbst verstand, über ein Jahr Untersuchung und Untersuchungshaft nöthig gehabt.

In meinem Katechismus ist behauptet, daß in einem deutschen Ländlein Recht haben könne, wer im andern groß Unrecht habe. Dazu sollte gleich ein Beleg geliefert werden. Während der Verfasser des Frag- und Antwortbüchleins freigesprochen wurde, hatte F. Seibold, in seiner weit verbreiteten, trefflichen Neckarzeitung, nur einen kurzen Auszug gegeben, und mußte dafür, ich weiß nicht wie lange auf den Asperg wandern. Auch

den braven Börne habe ich sehr unschuldig in einige Verlegenheit gebracht. Ein Student aus Frankfurt war in Bonn mit darum verhaftet worden, weil er einige Exemplare des Büchleins verbreitet hatte. Er wurde nach dem Verfasser gefragt, und da er wußte, daß Börne gerade in Paris war, so glaubte er ihm kein Leid zu thun, da er ihn angab. Kaum war dies geschehen, so kehrte Börne nach Frankfurt zurück und war natürlich höchlich überrascht, als die löbliche Polizei mit ihrer ganzen brüsken Tölpelhaftigkeit ohne Weiteres über ihn herfiel und ihn auf der s. g. „Mehlwage“ einsperrte. Er gehörte damals noch zu jenen Schriftstellern des vornehmen Liberalismus, die es nicht so leicht über sich gewinnen, bis zur Volksmasse sich herabzulassen. Um so ungeberdiger war er, da man ihn leichtweg zum illegitimen Papa jener Bauernschrift hatte machen wollen. Das war ihm freilich nicht übel zu nehmen. Aber eben so wenig nehme ich es mir übel, daß ich ihm zu einem Logis auf der „Mehlwage“ verholfen habe,

verdanken wir doch diesem Umstande eine höchst lustige Schilderung seiner kurzen Haft.

In den Tadel der Anderen gegen Weidig mag ich doch nicht einstimmen. Zwar mag Mancher seine Pflicht gegen das Vaterland aus der Ferne eben so gut und besser, als in der Heimath selbst erfüllen. Aber gerade Weidig — so ist er nun einmal — wirkt am meisten durch den unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit in der Umgebung, die er sich selbst heranbilden half. Er ist fester, als irgend ein Anderer, in seinen hessischen Boden eingewachsen und was ihm auch bevorstehen mag — so hat er doch von seinem Standpunkte aus recht gethan, wenn er sich ohne dringende Noth nicht leichtweg in ein anderes Land versetzen wollte.

Gehab' Dich wohl, mein liebes Alterego in der Außenwelt!

XI.

Soeben wurde das Sopha, was ich für Dich, mein Theuerster, präparirt habe, vorerst zum Zweck einer Untersuchung ins Schloß getragen. Wird es für unverfänglich erkannt, so wirst Du es noch diesen Morgen erhalten und dann hast Du Alles, um der Gefangenschaft ein Ende zu machen. Meine Arbeit hat mich einige Nächte gekostet, da ich am Tage bei meinem sonderbaren Geschäft hätte überrascht werden können. In den verschiedenen Kissen ist nichts verborgen; sie werden

ohne Zweifel aufgetrennt. Dagegen habe ich auf dem Boden des Sopha's 66 Ellen Gurten befestigt. Die armen Frankfurter Gefangenen lagen mir immer im Sinn, die so unglücklich waren, weil alle Seile brachen, an denen sie sich herablassen wollten. Aber diese breiten gewirkten leinenen Bänder, die ich Dir schicke, sind stärker als jedes andere Seil; sie können unmöglich reißen. Viele Mühe wirst Du zwar haben, sie ihrem Verstecke zu entziehen; ich habe sie nämlich durch die an jedem Sopha unten kreuzweis angebrachten Gurten eben so kreuzweise durchgezogen, ohne sie zu zerschneiden; nur hie und da sind sie an den hölzernen Rahmen leicht befestigt. Dies kann nicht auffallen, da der Boden des Sopha's durch die vielfachen Gurten nur als ein besonders starker erscheint.

Was hab' ich Alles für Wünsche eingeflochten, da ich diese Bänder gleich einem Weber hin und herschob! Sie werden uns nicht verrathen, geschickt wie sie angebracht sind und Du sie zu verbergen

wissen wirst. Sie sollen Dich sanft herabtragen, herab zu mir, zum Leben, zur Freiheit! Und dennoch, neben den schönen Hoffnungen, wie viel Sorgen und Befürchtungen knüpfen sich daran! Wirst Du sie stark genug oben befestigen können? wirst Du beim Herabgleiten aus solcher Höhe Dich in Handschuhen an den scharfkantigen Gurten fest genug halten können? Vielleicht solltest Du Knoten hinein machen? Lang genug sind sie, daß sie gewiß bis über die erste Mauer des Walles hinab bis zum Graben reichen. Aber über diesen Graben können sie Dir nicht helfen. Er bleibt Gegenstand großer Sorge für mich. Bei der zweiten Wallmauer kannst Du Dich der Leinwandstreifen aus dem Koffer bedienen; doch mußt Du sie ja doppelt nehmen, damit sie stark genug sind. Auch zerschnittenes Weißzeug wäre zu schwach. Gewiß ich bin nicht furchtsam und kleinmüthig, aber je näher die verhängnißvolle Zeit rückt, je mehr scheint mir zu bedenken, je mehr möchte ich Dir sagen.

Beneidenswerth bist Du, daß Dir Alles zum Lustspiel wird; daß Dir diese politischen Gefangenschaften zu Ergötzlichkeiten wurden, während sie mir manche kummervolle Stunden bereiteten, schon im Jahr 1819 und mehr noch später und jetzt. Wenn man bei der ersten Untersuchung unbefangen in meiner Gegenwart davon sprach, daß Du entweder freigesprochen, oder erschossen würdest, so besaß ich damals durchaus nicht so viel Patriotismus, um nicht bei dem Gedanken an Deinen möglichen Tod für „die gute Sache" in Verzweiflung zu gerathen. Bei der letzten Untersuchung war mir wohl als Deiner Frau erlaubt, Dich oft in Gegenwart Dritter während Deiner langdauernden Haft zu besuchen; auch gestattete mir ja die humane Behörde, Dich unter gehöriger Bedeckung auf manchen heiteren Spaziergängen zu begleiten. Als mir aber Dein Advokat das erste kriegsgerichtliche auf fünf Jahre strengen Festungsarrest lautende Urtheil verkündigte, das Niemand erwartet hatte und ich Dich von nun an nicht mehr

sehen durfte — da mußte ich alle meine Kraft zusammen nehmen. Sollte ich doch jetzt auch eine Komödie spielen, die nicht so lustig war, wie Deine mit dem verstorbenen Egli. Ja ich ward durch diesen zweiten Prozeß zu Täuschungen gezwungen, die zur Grausamkeit gegen mich selbst wurden. Deine alte Dich auf den Händen tragende Mutter durfte weder den ganzen Inhalt des Urtheils erfahren, noch durfte sie wissen, daß mir verboten war, Dich ferner zu sehen. Sie hätte es nicht ertragen. Da mußte ich denn zu der Stunde, wo ich Dich früher besuchte, jedesmal ihre Grüße und was sie Dir zu sagen hatte, in Empfang nehmen, dann in mein Zimmer mich einschließen, nach einiger Zeit wieder bei ihr erscheinen und mit heiterem Gesicht ihr irgend etwas Erfundenes über Dich erzählen, wobei sie mit liebevoller Ungeduld an meinen Lippen hing, in meinen Augen forschte. Ich mag nicht mehr daran denken. Und dieses Spiel mußte ich fortsetzen, bis das Urtheil bestätigt war und ich bald nach Dir Darm-

stadt verließ. Hier in der Stille in Deiner Nähe bin ich ruhiger, aber — nichts weniger als glücklich.

Ich bin allein! — Die Stimme, die gedrungen
In's Herz durch Deine Rede kräftig, frei,
Die zu mir sprach in heit'rer Neckerei,
Die traute Stimme ist für mich verklungen.

Ich bin allein! — Ach, mir ist längst entschwunden
Dein liebes Auge. Ueber Berg und Thal
Schweift's einsam jetzt; hat es der Abendstrahl
Sanft küssend, hinter Gittern wohl gefunden? —

Ich bin allein! — Doch mag auch Kummer nagen
Am Herzen mir — wer für das höchste Gut
Gestritten, leidet mit so frohem Muth,
Der soll auch mich, auch mich nicht sehen zagen!

Ich bin allein! — Bald ist der Kerker offen,
Bald seh' ich frei Dich — seh' der Welt und mir
Auf's Neu' geschenkt Dich und auf's Neu' mich Dir!
Gott schick' Erfüllung meinem heißen Hoffen! —

Wirst Du mich sentimental und weinerlich schelten? Wagt man doch jetzt kaum zu sagen, wie's Einem um's Herz ist, ohne den Vorwurf der

Schwäche und Sentimentalität auf sich zu laden. Ist es aber nicht auch eine Schwäche der Zeit, die doch eine freie Aeußerung nach jeder Seite hin für sich in Anspruch nimmt, daß sie diese dem Gefühl nicht mehr erlauben will? Freilich wurde es in der Literatur stark mißbraucht und ausgebeutet, so daß es nur allzuoft darin ohne Wahrheit und ohne Leben auftritt. Wie anders war es früher, wo ein Novalis kostbare Schätze aus dem tiefsten Schacht seiner Seele hob. Heinrich von Ofterdingen ist mir dieser Tage wieder in die Hände gefallen. Eine wahre herrliche Poesie weht doch aus Liedern wie: „Der Sänger geht auf rauhen Pfaden" rc. und: „Bricht das matte Herz noch immer unter fremdem Himmel nicht" rc.; auch das Lied: „Auf grünen Bergen ward geboren" rc. wird als poetisches Trinklied nie veralten. Aber dieser Heinrich von Ofterdingen, trotz seiner Schönheiten, wie liegt er uns doch so weit ab, wie ist er uns so fremd geworden! Es ist nicht allein der s. g. Materialismus, der sich gegen das

Schwelgen in Phantasie und Gefühlen sträubt; es ist besonders die immer klarer werdende Ueberzeugung, daß gehandelt werden muß statt geträumt, daß das Heil nur in einer sich neu gestaltenden Zukunft ruht und das Feuer des Lebens nicht mehr allein mit den von der Vergangenheit ererbten Ueberlieferungen genährt werden darf, wenn es die Fesseln sprengen, die Herzen erwärmen, die Geister erleuchten soll! — Und wenn daher Novalis klagt:

„Das Alte wird hintangesetzt,
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt,"

so muß sich die Gegenwart von ihm abwenden.

Ich verlange so sehr nach Deinem nächsten Briefe, wie nach der Entwicklung unserer nächsten Zukunft.

XII.

An diesen langen unzerreißbaren Gurten, meine Theuerste, könnten acht und dreißig entfernte Hochverräther in einer Reihe aufgehängt werden. Sie hingen so sicher wie die Lerchen am Spieße, oder wie die souveränen Bundesstaatskörper an der seidenen Schnur der deutschen Einheit zu Frankfurt am Main, die sich ihnen — wie bekannt — so fest um alle Hälse schlingt, daß es erklärlich genug ist, wenn etwa der eine dem anderen die Zunge herausstreckt. Eine halbe Nacht

lang habe ich an Deinem Webermeisterstück von Verwicklung entwickeln müssen. Dann habe ich mir die Gurten in eine große Rolle von wenigstens zwei Fuß Durchmesser zusammengerollt; und dieses mächtige Glücksrad, aus dem ich mich selbst als Gewinnst herauszuziehen hoffe, liegt nun in meinem Koffer verborgen, wozu ich den Schlüssel sorgfältig in der Tasche trage. Was soll ich mir aber noch die Mühe geben, Knoten in die Gurten zu machen? Meines Wissens wird noch nicht bei den Luftfahrten, wie bei den Wasserfahrten nach Knoten gerechnet. Dagegen habe ich vor, um fester zu halten, keine Handschuhe anzuziehen. Man soll die Sache der Freiheit nicht mit Handschuhen anfassen. So machen's die deutschen Landstände; dann zupft ihnen aber die Politik der Minister so lange an den Handschuhen, bis sie immer wieder mit leeren Händen dastehen. — — —

Vermittelst Deiner Gurten werde ich mir also meinen ordnungsmäßigen Abschied geben, nachdem

mir die hessische Regierung im J. 1820 nur einen nicht ordnungsmäßigen gegeben hatte. Zwar war ich kriegsgerichtlich freigesprochen; aber sie konnten ihr eigenes Recht nicht ertragen und suchten es also — wie gebräuchlich — durch etwas Unrecht wieder gut zu machen. Das geschah dem militärischen esprit de corps zu lieb. Die Commandanten des esprit der stehenden Heere möchten ihn gern zu einem stehenden Wasser machen, das sich — wie Du an jedem Sumpfe sehen kannst — seine eigene schimmernde Haut zieht. In meiner politischen Aufwallung war ich aus dieser Haut herausgefahren; und da ich nicht in dem Tone quackte, wie die Herren Generale uud Stabsoffiziere vorsangen, mußte ich als Störer des Concerts beseitigt werden. So schied ich gezwungen aus dem friedlich langweiligen Kriegerstande, wodurch mir die Mühe erspart wurde, es freiwillig zu thun.

Da ich mich einmal zum Kämpfer für das Recht gemacht hatte, suchte ich das Recht, wo man es so wenig als anderswo findet, in der

Jurisprudenz. Also ward ich als drei und zwanzigjähriger Invalide Student; würgte mit löblichem Eifer Pandecten u. dgl. hinunter; ließ mich examiniren, und gedachte nun mit dem Amte eines Accessisten, eines Lehrjungen im Handwerke der Staats- und Volksbeglückung, eine neue Laufbahn zu beschreiten. Dann wollte ich Advokat werden, Dich heirathen und in meinen Musestunden Deutschland befreien.

Die Accessisten — in Preußen heißen sie Auscultatoren — bilden einen ansehnlichen Theil der deutschen Bevölkerung; und tragen zumal in den Residenzen zur möglichsten Lebhaftigkeit auf allen Gassen bei. Sie sind die Proletarier des Staatsdienstes und beziehen jährlich vom Staat nur eine gewisse Quantität Papier, Siegellack und ein Federmesser, um sich damit den Hals abzuschneiden, wenn sie allzu lange auf eine Besoldung warten müssen. Im Uebrigen haben sie keine weitere Nahrung als die Schlange des Paradieses, den Staub von den Akten. Könnte man diesen

immer frischen Vorspann, um den Staatswagen über seine Actenberge zu schleppen, ebenso an's Actenfressen gewöhnen, wie Lichtenberg's Pferde an's Maculaturfressen, so wäre ihnen und dem Staat geholfen. Und gingen ihnen die verspeisten Fascikel gleich wieder als Lumpen ab, so wäre die Circulation hergestellt und die eigentlichste Aufgabe der modernen Staatskunst, aus Papier Lumpen und aus Lumpen wieder Papier zu machen, befriedigend gelöst. Aber die Accessisten sind umgekehrte Herkulesse: statt den Augiasstall auszumisten, müssen sie selbst noch dazu machen. Darum müssen die Ställe, die Kanzleien, blos um des Mistes willen immer größer werden und schon jetzt weiß man nicht mehr genau, ob noch in den Bundesstaaten kleineren Schlags die Kanzleien im Lande stehen, oder das Land in den Kanzleien. Lange aber kann's nicht mehr dauern, so stoßen diese Staatsgebäude, aus denen so ungemein viel schriftlich regiert wird, straßenweise aneinander. Dann haben wir endlich eine große deutsche

Hauptstadt, die mit nichts als vier und dreißig alten Fürstenhäusern angefangen hat.

Kann man nun weniger verlangen, als Accessist zu sein? Aber das war dem Herrn von Grolman, der das Unglück hatte, von einem Professor des peinlichen Rechts zu einem peinlichen Minister, von einem freien Manne zu einem Freiherrn zu werden, viel zu viel. Aus kleinen Gründen der großen Politik — „was wäre," sagt Lessing, „für Große denn zu klein?" — gönnte mir die ministerielle Weisheit nicht einmal das Federmesser: im hessischen Lande der verheißenen Preßfreiheit sollte nicht mit scharf geschnittener Feder geschrieben werden. Grolman war eine Stütze des Throns, aber kein Pfeiler der Volksrechte. Der frische, geisteskräftige und in der Wissenschaft so vielfach anregende Mann war vom Katheder herabgestiegen, um sich als hölzerne Caryatide unter den mit Sammet beschlagenen Stuhl zu stellen. Dieser fatale Stuhlgang ist auch für ihn, wie für Andere, zum Krebsgang

geworden. Er sah damals, im J. 1823, noch wie ein stattlicher Mann aus. Doch war ihm schon seine Würde eine Bürde: er ging nach einer Seite gebeugt. Damit zeigte er wenigstens, daß er nicht auf beiden Achseln trage. Das war noch ehrlich von ihm.

Grolman ist, wie Du weißt, der überlegitime Papa des s. g. landständischen Edikts vom 18. Mai 1820, womit auch dem hessischen Volke die Fata Morgana einer Verfassung aus den heimathlichen Dünsten des Darms vorgespiegelt werden sollte. Der officiellen und nicht officiellen Begeisterung der Freiheitskriege, war schon die officielle Entgeisterung durch die Karlsbader Beschlüsse gefolgt; und unter dem Einfluß dieser negativen Inspiration kam auch jenes Edikt zu Stande. Gewiß ist's mit all' diesen Verfassungen noch eine kümmerliche Sache. Selbst der Liberalismus unserer Kammern brachte es nur bis zum fürstlichen Kammerdiener. Was soll's auch mit diesen bei jeder Gelegenheit in Unterthänigkeit ersterbenden

Landständen, mit diesem perpetuirlichen Tode für Fürst und Vaterland? Es ist den Schälken doch nur darum zu thun, sich bei hinlänglichen Diäten noch lange des Lebens zu freuen. Sie stellen sich blos todt, weil sie wissen, daß Fürsten und Minister, wie die Löwen, nur das Lebendige angreifen, weil es sich mit einem landständischen Körper gerade umgekehrt wie mit dem menschlichen verhält, da bei diesem die Auflösung erfolgt, wenn er todt ist, bei jenem aber, wenn er Lebenszeichen von sich gibt. Wir sahen es ja wieder in den letzten Monaten, wie auch der hessische Löwe, der sich schon lange zum ordentlichen Hauskater civilisirt hat, mit seinen Mäusen umgesprungen ist. Denn was ließe sich je von der großen Masse dieser zu Abgeordneten gewählten pensionirbaren, pragmatisirbaren, versetzbaren und absetzbaren Staatsbedientenschaft erwarten? Es ist ihnen, wie den Narren im Hospital, schon im voraus ein Klotz an die Beine gebunden, für den etwa

möglichen Fall, daß sie auf revolutionäre Sprünge gerathen wollten.

Was soll's überhaupt mit diesen Verfassungsgerippen ohne Vereinsrecht und Versammlungsrecht, ohne freie Presse und öffentliches Gericht? Dennoch soll sich das Volk an dergleichen freuen und guter Dinge sein; es soll mit einem Skelett tanzen und Hochzeit halten! Hat es freilich einmal einen solchen Constitutionsknochen im Maul, so thut es wohl, wenn es sich selbst um den Knochen wehrt. Und gibt man ihm nicht einmal etwas zu nagen; wirft man ihm nur einen Wisch Papier hin, wie jenes landständische Edikt war, so thut es ebenso wohl, wenn es den Wisch zurückstößt. Zwar gehören die Verfassungspapiere zu den Staatspapieren, die im Curs gefallen sind. Aber wie andere Schuldscheine sollten sie wenigstens das Versprechen enthalten, daß man dem Volke ein Geringes von dem zahlen wolle, was man ihm schuldig ist. Das Edikt enthielt nicht einmal ein solches Versprechen. Darum Ehre den

Männern, die sich weigerten, auf dieses Nichts den Eid zu leisten. Die Ehre wurde ihnen wirklich zu Theil. Der Ruhm erblich, der noch von besseren Zeiten her um die Stirne des Herrn Ministers glänzte; er legte sich um das Haupt seiner Widersacher, wie denn vor Allen unser lieber Hausfreund, der grundehrliche, feste, klare und viel mehr als blos rechtsverständige Höpfner gefeiert wurde, mochte seine Bescheidenheit noch so eifrig jede Huldigung von der Hand weisen. Grolman aber mußte sein Edikt wieder verschlucken und dafür die jetzige Constitution von sich geben. Seitdem war er krank, und siechte er gleich noch zehn Jahre lang fort, er starb doch endlich an seinem zurückgetretenen Edikt. Aber diese deutschen Minister, würden sie noch so alt, sind ja von vorn herein wurmstichig. Nur in der gesunden frischen Luft eines freien und öffentlichen Staatslebens könnten sie zu Staatsmännern werden; doch sie ziehen es vor, Bediente zu sein, wenn auch Bediente, die ihre Herren beherrschen.

Es war ganz vergeblich, daß ich dem Herrn Minister vorstellte, wie ich gar nicht darauf ausgehe, ein eigentlicher Staatsdiener zu werden, dem man eine Besoldung in's Maul gebe, damit er besseren Grund habe, es zu halten; wie ich mich der Advocatur widmen wolle; wie der Advocat mit dem Recht zu thun habe, womit der Staat oft gar nichts zu thun haben wolle u. dgl. Es half nichts. Der ironische Hr. von Grolman — ich schmeichle mir indeß, daß seine Ironie zur Selbstironie geworden ist — gab mir den guten Rath, mich mit der Schriftstellerei zu befassen. Das habe ich nun gethan, da haben sie mich eingesperrt. Aber doch ist's mir noch jetzt ergötzlich, daß mir das hessische Ministerium selbst den autorschaftlichen Ritterschlag ertheilen, daß es über meine Feder den ministeriellen Segen sprechen mußte. Nun ist natürlich kein Narr so hoch gestellt, daß ich nicht mit gutem Gewissen gegen ihn losziehen dürfte. Allerdings mochte Grolman bei seinem guten Rathe nur etwas politisch-

unschuldige juristische Schriftstellerei im Auge haben. Es wäre ihm recht gewesen, hätte ich etwa in einer Abhandlung über Verjährung umständlich zu erweisen versucht, daß seit den Verheißungen von 1815 die Gewalt in Deutschland durch blose Ersitzung zu Recht geworden sei, ob sie gleich weder justo titulo noch bona fide angefangen hat. Doch man kann den Leuten nicht in Allem zu Willen sein.

Mir selbst war es im Grunde ganz recht, daß mir in keinem Staatsstalle ein separater Stand mit Krippe angewiesen wurde. Aber sämmtlichen wohlmeinenden Verwandten gereichte dies doch zu großer Betrübniß. In den deutschen Staatsdienerfamilien gehören nun einmal die fixen Anstellungen zu den fixen Ideen; und überhaupt macht sich kein Volk gründlicher Nahrungssorgen, als gerade das deutsche. Darum spricht man so äußerst zärtlich vom „lieben Brod;" und gewiß werden die Deutschen schon darum gute Christen bleiben, weil im Vaterunser um das

tägliche Brod gebetet wird. Eine etwas nüchterne Lebensansicht, die aus dem Magen riecht! Hat Jemand sein Auskommen, so sagt man von ihm — wenigstens bei uns am Rhein — „er hat seine Lebsucht." Nun singen zwar die Deutschen schon seit fünfzig Jahren:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
„Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!"

Aber doch ist die Lebsucht eine specifisch-deutsche und sehr ansteckende Krankheit gefährlich-ster Art geblieben, an der schon Mancher mit Kopf und Herz zu Grund gegangen ist.

Auf der Hochschule zu Gießen hatte, während meiner Studienjahre, der Universitätskanzler von Arens das Regiment zu führen. Sein Name wird mit dem eines Kamptz, Schmalz, Tschoppe u. dgl. noch lange nicht vergessen werden. Als Bevollmächtigter der Regierung hatte er die nicht vorhandenen demagogischen Umtriebe zu überwachen. Das fing er so an: Hatten

einmal die Studenten A und B vor Jahren den Verdacht einer politischen Gesinnung auf sich geladen, so schrieb er dem A in's Zeugniß: „Der A. ist fortwährend verdächtig, weil er mit dem B. umgeht;" und dem B.: „Der B. ist verdächtig, weil er mit dem A. umgeht." Das war nicht sein einziges Verdienst: er hatte noch das Nebenverdienst, der Schwager des Ministers von Grolman zu sein. Aber freilich! in unsern kleinen deutschen Staaten, in den höhern Regionen des Staatsdienstes vervettert und verschwägert sich Alles dermaßen durch einander, daß auch das nichts Besonderes ist.

Mit mir befanden sich noch einige junge Männer auf der Universität, die von früheren Jahren her eine löbliche politische Anrüchigkeit mitgebracht hatten. Wir älteren Studenten durften uns mit eigentlichen Burschenangelegenheiten schon darum nicht viel befassen, um den Jüngeren nicht das Spiel zu verderben. Doch sahen wir noch aus unserer kleinen Studentenwelt heraus den politi-

schen Himmel voll Baßgeigen, und schwelgten in mancherlei Illusionen. Die Reaction hatte damals Spanien mit seiner erneuerten Constitution von 1812 noch nicht unter die Füße getreten. Später war die classisch-romantische Schwärmerei für Griechenland an der Tagesordnung. Und als ein theoretisch-ritterlicher Freiherr von Dalberg zum neuen Kreuzzuge aufforderte, damit mit jungen deutschen Köpfen die alte Pforte eingerannt würde, schafften wir uns einstweilen Schwerter und Pistolen an und hatten nicht übel Lust, nach Hellas zu ziehen und etwa im Vorbeigehen Europa über den Haufen zu werfen. Doch wir ließen Europa stehen und blieben zu Hause. Einige Freunde aber, im bitteren Gefühl getäuschter vaterländischer Erwartung, zogen vereinzelt von dannen: ihre Leichen ruhen in dem Lande, wo vorläufig König Otto geruht. Andere trieb die Mißstimmung, oder die Aussicht mit einer deutschen Untersuchung gestraft zu werden, nach der neuen Welt. So kam Dein Vetter, Christian

Sartorius, nach Mexiko, wo er mit seinem praktischen Geschicke unweit Veracruz eine Colonie zu Stande brachte, so blühend, wie sie damals noch selten gelang. Er hat nun auf der mexikanischen Hochebene ein Landgut, etwa von der Größe des souveränen Fürstenthums Lichtenstein; aber aus derlei Bagatellen macht man dort drüben nicht viel.

Neben solchen auswärtigen Angelegenheiten, waren doch nicht bei Allen die überschwenglichen Hoffnungen auf Deutschland plötzlich zu Wasser geworden. Ein sogenannter Demagog ist ein Wesen, das zuweilen am Baum der Erkenntniß schüttelt, um zu sehen, ob endlich die Früchte für das Volk reif geworden sind; damit sie nicht am Baume selbst faulen müssen, wie es mit den Früchten deutscher Erkenntniß zu geschehen pflegt. Aber man versieht es zuweilen in der Zeit, und schüttelt statt im Herbst, im Winter, wo Einem nur das dürre Reisig auf die Nase fällt. Auch in Deutschland war es wieder Winter geworden, und doch rüttelte und

schüttelte man noch. Von einigen Ausgewanderten kam aus der Schweiz das Projekt zur Gründung eines s. g. Männerbunds. Aber durch die sehr unbedeutenden geheimen Verbindungen, die sich nach den Franzosenkriegen hie und da verzweigt hatten, war das geheime Vereinswesen überhaupt in Mißkredit gekommen. Es war zum Theil als königlich preußisches Gewächs erkannt worden; die Deutschen am Rhein sollten die Haut hergeben, aus der sich ein Herr von Otterstedt und Andere Riemen schneiden wollten. Es kam also kein Männerbund zu Stande. Dagegen bildete sich auf mehreren Universitäten — Gießen war nicht dabei — eine geheimer Jünglingsbund. Wie man schon während des Wiener Congresses eine aristokratische „Adelskette" geschmiedet hatte, so ließen auch die jesuitischen Umtriebe in Deutschland nicht lange auf sich warten. Einige unentdeckt gebliebene Verbrechen in Baiern, deren Untersuchung sich spurlos in den Sand verlief, wurden den Jesuiten Schuld gegeben. Um so mehr hielt

sich eine Anzahl Jünglinge zum Versuche berechtigt, der adeligen und pfäffischen Geheimbündlerei homöopathisch entgegenzuwirken. Allein dieser Jünglingsbund, wie man erst nach Jahren erfuhr, war schon in sich selbst zerfallen, als die deutsche Justiz nach ihrer Gewohnheit nachhinkte, um die Betheiligten Jahre lang zu quälen und um Das zu strafen, was sie schon lange nicht mehr waren und nicht mehr sein wollten.

Bei uns, die wir durch das Fegfeuer der ersten politischen Untersuchungen gegangen waren, konnten zwar einige revolutionäre Nachgelüste nicht sofort verschwinden. Aber doch war, unter dem unabweißbaren Einflusse der Thatsachen, nicht sowohl im Ziele unsers Strebens, das nach wie vor dem Wohl und der Freiheit eines geliebten Vaterlands galt, als hinsichtlich der Mittel zum Ziele eine augenfällige Veränderung der Ansichten eingetreten. Endlich merkten wir doch, daß wir keine großen Erfolge erreicht und uns um die Befreiung Deutschlands auf keine sehr praktische

Weise bemüht hatten. Wir machten uns nun selbst lustig über unsere frühere Ueberdeutschheit. Wir schwärmten nicht mehr für den romantischen Nihilismus; nicht mehr für einen Zacharias Werner; ja nicht einmal in dem Grade wie früher für einen Schiller. In der Poesie hielten wir uns lieber an diejenigen, die das allgemein Bedeutende im eigenthümlichst Besonderen zu offenbaren wußten, an einen Shakespeare und Göthe, welcher letztere bei einem Theil der patriotisch entzückten Jugend eine Zeit lang übel angesehen war. Den „Zauberring" las man etwa noch, wenn man von einem Commers her etwas Katzenjammer spürte; und wir lachten so gut über Fouqué's „adelig frohes Thier," als über seinen Ritter Hug, oder wie er sonst hieß, der in seiner christlichen Romantik eine so erstaunliche Menge unehelicher Kinder gemacht hatte und wohl auch zu den „adelig frohen Thieren" gehörte.

Ueberdies liegt gerade im Studium der Jurisprudenz eine specifisch einschläfernde Kraft. Keine

gründlicheren Besänftiger, als stockjuristische Professoren! Taback, Bier, römisch und kanonisch Recht — es hat noch lange keine Noth um eine deutsche Studentenrevolution. Wie viel vergißt man später von dem juristischen Zeuge! Aber diese Pandekten mit ihrer zum Einzelsten fortschreitenden Consequenz, mit ihren Unter- Unterunter- und Unterunterunterscheidungen, sind doch kein übler hölzerner Voltigirgaul für geistige Turnerei. Ob man wolle oder nicht, man muß aus der leeren Allgemeinheit heraus in die Vorstellung von tausend besonderen Fällen hinein. Das ist gut, sobald man nicht vergißt, wie bei all' diesen Fällen auch die gute Jungfrau Germania jämmerlich zu Fall gebracht wurde.

Noch von anderer Seite, von der Naturphilosophie und zumal von Schelling aus, drangen in die Wissenschaft andere Ansichten über Völkerleben und Staat, den man nicht mehr als ein willkürliches Gemäche, sondern als einen aus sich selbst heraus sich entwickelnden Organismus be-

trachten wollte. Auch mit dieser richtig verstanden sehr richtigen Staatslehre, wurde bald Hocuspocus getrieben. Sie wurde praktisch zu einem Quietismus ausgebildet, der sich auf die deutsche Bärenhaut legte, um alle Bundesstaaten miteinander und die deutsche Einheit nebenbei im Schlafe wachsen zu lassen. Hatte ein deutscher Professor der Naturphilosophie nur seine Besoldung in der Tasche und nicht allzu wenig Fleisch auf den Knochen, so zweifelte er nicht mehr am Gedeihen aller Staaten rings umher. Daß es nebenbei darauf ankomme, allen Gliedern im Staat den rechten geistigen und leiblichen Nahrungsstoff zuzuführen, und daß überhaupt das Wachsen mit gebundenen Gliedern eine höchst saure Arbeit sei, kam wenig in Betracht. Doch verdrängte jene naturphilosophische Ansicht, die sonst auch bei der demagogischen Jugend sehr beliebte Rousseausche Staatslehre. Noch im Jahre 1820 und später, hatte Karl Follen regelmäßig den contrat social in der Tasche und wohl auch einen Ver-

einigungs-, Verfassungs- und Unterwerfungsvertrag für ein neues Deutschland im Kopfe. Ein Jahr darauf studirte ich mit Paul Follen, der später seinem Bruder nach Nordamerika folgte, um dort im kecken Vertrauen auf seine geistige und leibliche Kraft einem harten Schicksal die trotzige Stirne zu bieten. Wir hatten uns um jene Zeit zumal in das Naturrecht von Troxler vertieft, der als freier Schweizer, als Verherrlicher der Souveränität des Volks in anderer als der schon abgeleierten Weise, bei unserm jungen Kreise in großem Ansehen stand; der aber so sehr gegen die Haller'sche Restaurationsflickerei eiferte, wie gegen die Rousseau'sche Vertragslehre.

Als ich gar von der Hochschule in's sogenannte Philisterium kam, sah ich wohl, daß man mit dem Bestehenden entsetzlich zufrieden war. Das ganze südwestliche Deutschland hatte sich mit frischen Verfassungen versorgt. Man strich sich die constitutionellen Hoffnungen als süße Butter aus dem Mai der deutschen Freiheit auf das harte Brod, und ließ sich's

wohl schmecken. Noch dachte man nicht daran, daß die Butter schon darum ranzig werden müsse, weil man das Salz der Preßfreiheit vergessen hatte; denn man lebte noch im guten Glauben drauf los. Ueber die früheren demagogischen Umtriebe und republikanisch einheitlichen Bestrebungen, war inzwischen etwas Gras gewachsen, in dem nur noch die Mainzer Centralcommission weidete. Die deutschen Röcke waren ausgezogen, die langen Haare abgeschnitten. Nur mit verfassungsmäßigen Waffen sollte noch gekämpft werden, und jeder Verfassungsartikel galt für gute Wehr und Waffe. Aber man war schon zufrieden, wenn nur die Gewehre neben einander im Arsenal hingen, und man ließ sie ruhig hängen, ohne die Narren mit Kolben zu lausen.

Bei so bewandten Umständen hielt ich's doch auch für Pflicht, den Leuten zu zeigen, daß ich zu gereifteren Ansichten vom Staat- und Volksleben gekommen sei; daß ich die Wahrheiten, die dem Streben der deutschen Jugend zu Grund

gelegen, von den Irrthümern und Kindereien, die sich ihm beigemischt hatten, zu scheiden und zu sichten wisse. So wollte ich mich vor dem Publikum erst zur Sache legitimiren, damit ein ungünstiges Vorurtheil mich und meine Freunde nicht von vorn herein zurückstoße, wenn wir uns zur Bekämpfung jedes Unrechts, das uns in den Weg käme, der belobten gesetzlichen Waffen bedienten.

Darum schrieb ich eine Flugschrift: „Irrthümer und Wahrheiten aus den ersten Jahren nach den Franzosenkriegen 1825.“ Darin war viel die Rede vom überdeutschen Nationalstolz, in den man sich für kurze Zeit selbst bis zur Verachtung aller andern Völker hineinphantasirt hatte. Es wurde bemerklich gemacht, wie man alles durch Zeiten und Länder zerstreute Gute zusammengefaßt und diesen Superlativ alles Guten D e u t s c h h e i t genannt habe. Sei nun in diese Masse von Vortrefflichkeit mit der Anzahl der jetzt lebenden Deutschen dividirt worden, so sei immer noch auf

jeden Einzelnen ein solcher ansehnlicher Quotient von guten Eigenschaften gekommen, daß man sich getraut habe, jedes beliebige Ideal von Verfassung ohne Weiteres auch mit den Deutschen zu versuchen. In einer Einleitung wurde hervorgehoben, wie sich die verschiedenen Verfassungen organisch und in gesetzmäßiger Entwicklung gestaltet haben. Auf gleiche Weise versuchte ich mich an der Auffassung des religiösen Bildungsgangs. Dabei kam mir die Ansicht, daß sich stets die Menschen das Bild der Gottheit nach sich selbst und der Besonderheit ihres Culturstands geschaffen haben, schon deutlich genug zum Bewußtsein; ohne daß ich darum auf den Fehlschluß verfallen wäre, nun auch das Dasein eines persönlichen Gottes wegzuläugnen und diese Ueberzeugung zum zeitlich wechselnden Hirngespinnste zu stempeln. Im Gegentheil ist mir von jeher der Atheismus als das allerseltsamste und lächerlichste Hirngespinnst erschienen. Denn ich war viel zu ungläubig, als daß ich mich je dem grellsten

Wunder- und Aberglauben hingegeben hätte: dem Glauben an die Nichtexistenz eines persönlichen Gottes, oder an die Existenz einer bewußtlosen Quelle des menschlichen Selbstbewußtseins. Schließlich wurde der früheren demagogischen Jugend gegenüber die Hoffnung ausgesprochen, daß sie fortan recht praktisch thätig sein und mit der Wirklichkeit sich versöhnen möge, ohne doch vom Fliegen in's Kriechen zu fallen.

Dieser Broschüre ist die ungesuchte Ehre zu Theil geworden, daß sie von Göthe, Band 45 seiner gesammelten Schriften, beachtet wurde. Nur hat man dort meinen bösen Namen verbessert und zu einem Wilhelm Schütz gemacht. War dies etwa eine Verwechselung mit Wilhelm von Schütz? Wohl möglich, daß die Excellenz von Göthe die Schrift unbeachtet gelassen haben würde, hätte sie gewußt, daß der entfernte Hochverrath so nahe an ihrem Verfasser vorbeigestreift war. Mag das sein! Ich kann nun dennoch die gute Meinung des Dichterministers in der

Cotta'schen Taschenausgabe in die Tasche stecken, und noch dazu: „unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien."

Die Ansichten über Volksleben, Staat und Religion, wie ich sie 1825 zum Besten gegeben, knüpfen sich nur im Einzelnen berichtigend, sonst aber bestätigend, entwickelnd und erweiternd an die vom Jahr 1819 an. Aber eine große Dummheit ist mir doch damals aus der Feder geflossen. Ich meinte und sagte: „da es immer ein Kunststück sei, sich an den eigenen Haaren aus dem Schlamm zu ziehen, so seien die politischen Untersuchungen von 1819 wenn auch manche ihrer Zwecke auf andere Weise hätten erreicht werden können — für die jungen Betheiligten selbst nicht so übel gewesen. Diese seien durch die Berührung mit der Wirklichkeit gezwungen worden, ihre Fantasien mit dieser zu vergleichen, und sich über Wollen und Sollen klarer zu werden." War das nicht eine verdammungswürdige Gutmüthigkeit von Einem, der selbst über ein Jahr lang

im Gefängniß gesessen hatte? Aber so sind wir Deutschen: sind wir nicht gerade Pessimisten, so müssen wir Optimisten sein. Ich war indeß zu entschuldigen: der Preßzwang in Deutschland hatte bereits dafür gesorgt, daß die schon 1819 begangenen politischen Untersuchungssünden erst nach Jahren theilweise ruchbar wurden; daß man erst viel später von jenen planmäßigen Verläumdungen gegen die politisch Mißliebigen und von solchen Sottisen erfuhr, wie man sie z. B. gegen Arndt begangen hatte, da man ihm die eigenhändigen Bemerkungen seiner königlich preußischen Majestät über die preußische Landwehrordnung zu einem Plan für die Revolutionirung Deutschlands stempelte. Ueberdies hatten ja viele Regierungen ihre hoffnungsvollen Constitutionen gegeben. Da nahmen es gleich die guten Deutschen sich selbst übel, daß sie in allzu wenig ehrerbietigen Ausdrücken eine kleine Abschlagszahlung auf Das verlangt hatten, was man ihnen von Gott und Rechtswegen schuldig war.

Und im Grunde ist doch die Sache so einfach! Aber freilich sind es gerade die einfachsten Wahrheiten, selbst wenn wir sie aus unsern eigenen Erlebnissen mit Händen herausgreifen könnten, deren wir uns oft am spätesten bewußt werden. Die Ereignisse und die souveränen Gelüste der Regenten hatten im alten deutschen Reiche das staatsrechtliche Band zerrissen; und mit dem Rheinbund begann die noch jetzt fortdauernde politische Anarchie. Dann wurde von Kalisch her der deutschen Nation ein neues Reich und eine Verfassung verkündigt, die aus ihrem „ureigenen Geiste" hervorgehen sollte. Wo hätte auch sonst ein neues Staatsrecht entspringen können, als aus der einzig möglichen Quelle des Rechts, aus der freien Bewegung des Volksgeistes? Aber man fing damit an, diese Quelle gewaltsam zu verstopfen. Darum mag man hie und da von noch erträglichen faktischen Zuständen in Deutschland reden; aber nie und nimmermehr von einem öffentlichen Rechtszustand. Darum kann es im

allerstrengsten juristischen Sinne keine Hochverräther in Deutschland geben, wie auch abhängige Richter richten und strafen mögen. Es kann nur Parteien geben, von denen die eine die Quelle alles Rechts, die Geistesfreiheit, geöffnet haben will; während die andere Partei als Verräther an der Sache des Volks die Throne umkriecht, um ihr Gift in die Ohren der Fürsten zu träufeln, um die Gewalt mit dem Namen des Rechts zu bemänteln, um das Unrecht zu verewigen. Das ist wohl schon öfters gesagt worden, aber es gibt Dinge, die nicht oft genug wiederholt werden können.

Die Ruhe herrschte wieder in Italien, in Spanien, in Frankreich. Da hatte auch Deutschland bis 1830 seine sieben mageren Jahre, ohne daß man jedoch an Kühen und derlei Rindvieh eine besondere Abnahme verspürt hätte. Hegel und seine Schüler speculirten; die Theologen disputirten; die Juristen ennuyirten; die Sonntag und Paganini enchantirten; die Stände parlirten

und votirten; die Soldaten paradirten; die Papierjuden prosperirten; die Handwerker und Bauern carirten. Alle deutschen Poeten, die kaum noch als Adler schaarenweise nach der Sonne der Freiheit geflogen waren, daß man vor eitel Gevögel keine Sonne sah, kamen dergestalt in die Mause, daß sie die schwarzen Adlersflügel vom Leibe warfen und ordentlich zugeschnittene schwarze Fräcke anzogen, um höchsten Orts ihre Aufwartung zu machen. Jene Geßner'sche Idyllenzeit drohte wieder hereinzubrechen, da noch die Gänseblümchen in Treibhäusern gezogen wurden. Selbst die Politik schien zur Idylle zu werden. Man durfte nur in die ständischen Kammern gehen, so sah man schon Schäfer und Schaafe genug, mit rothen und anderen Ordensbändchen geschmückt. Nach der Erhitzung durch die s. g. Freiheitskriege und die s. g. demagogischen Umtriebe, war eine lange abkühlende Zuckerwasserperiode gekommen.

An die Stelle des politischen Enthusiasmus trat die ästhetische Schwelgerei. Statt dem

18. Oktober feierte man nun Göthe's Geburtstag; und die Kränze, die sonst für Körner gewunden wurden, krönten nun die Stirne eines Tiek, der als Liebhaber von darmstädter Spargeln auch an der in unserer Residenz immer mehr um sich greifenden Cultur großes Gefallen hatte. Die Aristokratie der extrafeinen Bildung trat in engerem Kreise zusammen. Da fanden sich wohl auch von jenen seltsamen, aber in Deutschland besonders zahlreichen Individuen, denen man es bei jedem Worte, das sie in den Mund nehmen, am Gesicht ansieht und an einem gewissen leisen Schmatzen mit der Zunge anhört, wie sie sich wiederkäuend den eigenen guten Geschmack gut schmecken lassen, wie sehr sie mit Bewußtsein gebildet sind.

Zumal in den deutschen Residenzen warf man sich mit freudigster Ergebung über einen unerschöpflichen Kram von Kleinigkeiten her. Das Wichtigthun mit Bagatellsachen wurde in der Langweile eines faulen Friedens wieder auf die

Spitze getrieben. Monate lang hatte man zu reden, wenn etwa das Attentat eines Witzes, wenn ein halbwegs vernünftiger Einfall aus prinzlichem Munde gekommen war, was als ein um so unverhoffteres Ereigniß gefeiert wurde, da ein solcher Mund doch nur den einzigen legitimen Beruf hatte, seine Apanage zu kauen. Sänger und Sängerinnen, Kunst und Natur, Rouladen und Waden waren sonst noch an der Tagesordnung. In unserem Darmstadt war die Crême der Gesellschaft zu einer „vereinigten Gesellschaft" zusammengeronnen. Da hatten sie einmal lebhafte Debatten, ob man noch künftig auf Bällen lange Hosen, oder nur kurze tragen dürfe. Ich schrieb in ein frankfurter Blatt, wie einst in England der Krieg der rothen und der weißen Rosen, so wüthe jetzt in Darmstadt der Krieg der langen und der kurzen Hosen. Das hätte schier einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gegeben. Warum auch nicht? Sind nicht alle männlichen und weiblichen Majestäten und Hoheiten, als

Erbfeinde der Ohnehosen, geborne Hosenträger? Wer sich also in Gedanken und Worten an den abstrakten Hosen vergreift, schlägt auch auf die concreten los, in denen die Majestät einherwandelt.

Etwa ein Jahr lang unterhielt ich mich — ob auch Andere, weiß ich nicht — mit der Herausgabe eines „Montagsblatts." Dieser erste journalistische Versuch führte mich zu einer ernsteren Beschäftigung. Es war mir schon lange ärgerlich, daß die Anhänger der s. g. historischen Schule uns Liberalen immer wieder den Vorwurf machten, daß wir aus der inhaltleeren Allgemeinheit nicht bis in die Wirklichkeit hineinkämen. Also suchte ich mir mit gewissenhaftem Eifer aus aller Welt Ländern die erklecklichsten Thatsachen zusammen, um dieses statistische Material geistig zu verarbeiten; um es in seinem Zusammenhange zu begreifen; um mir aus dem frischen Strom des Völkerlebens selbst das Gesetz seiner Entwicklung zu schöpfen. Später setzte ich dies nach

größerem Maaßstabe in einem: „Almanach für Geschichte des Zeitgeistes auf das Jahr 1830" fort.

Dieses Buch habe ich in den letzten Tagen wieder durchblättert. Es zeigt deutlich genug, wie schon vor den Julitagen auch in Deutschland die Opposition etwas bewegter, wie das Unbehagen an der fortwährenden Beschränkung allgemeiner und lebhafter wurde. Aber doch hatte es die Geistesunterdrückung dahin gebracht, daß man nicht deutlich sah; daß man nicht rund heraus das Schlechte schlecht hieß; daß man jeden kleinen scheinbaren Fortschritt übertrieben hoch anschlug. Besonders in Preußen, wo man noch von einer früheren guten Zeit her an der löblichen Landwehrordnung zehrte, an der Städteordnung und an der s. g. Befreiung des Grundeigenthums, wußte die damals noch viel gelesene „Staatszeitung" die belobte langsame „Entwicklung" in's brillanteste Licht zu stellen. Und auch im übrigen Deutschland freute man sich schon, wenn dort nur die Beine gehoben wurden,

ob man sich gleich immer und immer auf der alten Stelle rührte.

Ach dieses Preußen, im ersten Jahrhundert seiner verheißenen Reichsverfassung! Aber gewiß hat sich Friedrich Wilhelm III. nur darum nicht besonders beeilt, damit er als guter Familienvater seinem Nachfolger die Wahl nicht verderbe, um entweder ein sehr großer König zu werden, oder ein sehr kleiner Doctrinär; um entweder sehr viel für das „gemeinsame deutsche Vaterland" thun, oder sehr viel dafür sprechen zu können.

Es war einmal in einem Dorfe am Rhein ein Pfarrer, der im Franzosenkriege inbrünstig betete: „Lieber Gott, schenke uns doch den Frieden, und wenn er auch noch so schlecht ist." Das hochwürdige Consistorium, das auf die deutsche Nationalehre hielt und dem lieben Gott nichts Schlechtes zutrauen wollte, gab dafür dem Pfarrer einen strengen Verweis. Aber die Preußen könnten wohl auch sprechen: „Lieber König,

schenke uns doch eine Reichsverfassung, und wenn sie auch noch so schlecht ist." Käme es gut oder schlecht, das „gemeinsame Vaterland" hätte doch endlich eine Art Mittelpunkt; und die guten Deutschen, ob sie nun frohe oder traurige Gesichter machten, wüßten doch endlich, wohin sie ihre Millionen blaue Augen zu richten hätten. Doch am preußischen Staate ist noch nicht ganz das Wunder vollzogen worden, das vor einigen Jahren der Fürst von Hohenlohe begangen hat. Ein Bauersmann hatte in der Verzweiflung einen harten Thaler verschluckt, um ihn vor dem Steuererheber in Sicherheit zu bringen. Also legte ihm der fromme Fürst die Hände auf und betete so lange, bis der Thaler dem Bauer ganz leicht in kleiner Münze wieder abging, in vier und zwanzig guten Groschen nach neuestem Gepräge. Das war doch noch ein ehrliches Wechselgeschäft! Auch das preußische Volk hat das Versprechen einer Reichsverfassung, einen ganzen Thaler in Papier, hinunterschlucken müssen. Allein so viel

auch der fromme Friedrich Wilhelm III. gebetet hat, sind doch seinem Volke erst achterlei berathende Provinzialstände, im Werthe zu acht Groschen, wieder abgegangen. Nur acht Groschen für einen Thaler — welch' ein Handel!

Hätte endlich im preußischen Staate das preußische Volk etwas zu bedeuten, dem ganzen Deutschland wäre dann so weit geholfen, daß es ferner sich selbst helfen könnte. Aber wie im „Sommernachtstraum" dem Schreiner Schnock, so hat man jenem langgestreckten, schlanken, dünnen königlich preußischen Staatskörper Kalk und Mörtel in die Hand gegeben, damit er in Deutschland die Wand spiele, die ärgerliche Scheidewand. Zur Rechten und Linken stehen liebentbrannt, gleich Pyramus und Thisbe, der Michel und die Michelin. Sie möchten einander in die Arme fallen und Kinder zeugen:

„Ein tapfer und wehrlich Geschlechte!"

Aber da spricht Michel:

„Komm', küß mich durch das Loch von
dieser garst'gen Wand." —

Und da seufzt die Michelin:

„Mein Kuß trifft nur das Loch,
nicht deiner Lippen Rand."

Ueber diese unglückliche deutsche Einheitsliebe, die so gar nichts als ein Loch hat, und das kaum!

Und doch steckt in demselben Preußen so viel Gutes. Du findest dort eine trefflich gearbeitete Staatsmaschine, die nur mit dem Blasbalg, mit etwas Wind, im besten Gange erhalten wird. Allein Tiek sagte einmal von Walter Scott: „Es fehlt ihm nur wenig, um ein großer Dichter zu sein; doch dieses Wenige, wie ist es so viel!" Auch dem preußischen Staate fehlt nur wenig, um ihn groß zu machen; aber dieses Wenige, wie ist es so viel! Es fehlt ihm nur ein Wort, ein Hauch: nur der göttliche Hauch der Freiheit,

der dem Staatsautomaten die zufällig vergessene Seele einhaucht. Und dieses Wort, das, von Millionen Stimmen gerufen, zum Sturme werden wird, es könnte jetzt noch von einem einzigen Paar Lippen kommen!

Das Vorwort zum besagten „Almanach" ist vom Anfang Septembers 1829. Damals war in Frankreich wieder die Partei der trotzigen Reaction, des frechen übermüthigen Geisteszwangs ans Ruder gekommen. „Der Wahnsinn einer Partei," — so schrieb ich — „die Einflüsterungen der Höflinge, haben noch einmal in Frankreich die Stimme der Nation überhören lassen, und die öffentliche Meinung bereitet sich in diesem Lande zu einem neuen Kampfe vor." Der Ruf nach Freiheit wurde dort nach weniger als Jahresfrist zum Schlachtrufe. Aber es war auch für die Deutschen Zeit, daß es zur Julirevolution kam: sie waren nahe daran, selbst das Bewußtsein ihres armseligen Zustands zu verlieren. — — —

Nun bin ich schon am Jahr 1830, und es

war doch am 29. März 1828, daß wir uns geheirathet haben. Daran dachte ich gar nicht mehr. So geht's mit der Politik! Doch ich hoffe, daß wir uns bald zum zweiten Male die Hand reichen und des beinahe vergessenen Umstands lebhafter wieder erinnern.

XII.

Wie der Bär an seinen Tatzen saugt, so zehrst Du, mein Theurer, jetzt recht eigentlich von Dir selbst. Nie hätte ich gedacht, daß Du Deine Erlebnisse so an den Fingern hererzählen könntest, vom Minister an, der Dich als Wegweiser vom Staasdienst wegweisend, auf den Weg wies, auf dem Deine Freiheit am sichersten wieder zu verlieren war — bis zu dem beinahe vergessenen Umstande unseres Ehestandes, ohne den Du sie doch schwerlich so leicht wieder gewinnen würdest.

Im kleinstädtischen Deutschland wird es sonst für nichts Kleines geachtet, wenn, wer ein Brodstudium zu sich genommen hat, in den Ehestand tritt, ohne etwas anderes zu sein als er wirklich ist, wenn er sich verheirathet ohne Anstellung und ohne Titel. Von was leben die Leute — wie soll man sie nennen? wird erstaunt gefragt. In weit größeren Städten als Babenhausen erstreckt sich noch immer das kleinliche Titelwesen auch auf die Frauen, worüber andere Nationen mit Recht die Deutschen schon lange auslachen.

Also, ohne daß Du betitelt und eines Herrn Diener warst, wurde ich Deine Frau. Du gabst mir an unserm Hochzeitstage ein „Haushaltungsbuch für Kopf und Herz.“ Wie aber in unruhigen Haushaltungen die Bücher nicht immer genau geführt werden, so ist es auch mir nicht möglich, bei Unruhe in Kopf und Herz in dies „Tagebuch für das geistige Leben“ die äußeren und inneren Ereignisse ordentlich einzutragen, wie Du es wünschtest. Besonders jetzt kann ich meine

Gedanken nicht zusammen nehmen; schon sind sie beständig auf der Flucht. Wenn Du Dich auch jetzt im Besitz Deines Glücksrades, von dem Du Dich am hänfenen Ariadnenfaden selbst abwickeln wirst, doppelt sicher fühlst, so muß Dir doch Fortuna, hast Du erst wieder Land unter den Füßen, auch eine ins Weite führende Hand reichen.

Besonders erfinderisch bin ich Nachts; da scheinen mir die kühnsten Wagstücke möglich. Wann aber der helle nüchterne Tag kommt, fällt mein Gebäude wieder zusammen; darum theile ich Dir nichts von diesen Nachtstücken mit. Wie wäre es aber, wenn wir den Plan wieder aufnehmen, den wir schon in Darmstadt machten, als Du nach dem Urtheilspruch aus Deinem Gefängniß auf dem Rheinthor fort wolltest? Der dortigen Lokalität wegen konnte er nicht ausgeführt werden; hier aber ließe sich's leicht einrichten, daß Du am Fuß der Wallmauer Frauenkleider fändest, die einen Mann wie Dich ganz gut kleiden würden. Nachdem Du Deinen Bart den über den Löffel

Barbirten als Ersatz zurückgelassen, könntest Du als verschleierte Schöne sicher reisen. Doch da ist wieder der fatale Umstand, daß Du nicht „fein wie ein Frauenzimmer" sprechen kannst. Besser ich würde mit einem Wagen im nächsten Orte in einem Wirthshaus warten. Dort vorüber kommend, könntest Du mir ein Zeichen geben, ich würde dann schnell aufbrechen und Dich unterwegs, etwa als einen müden reisenden Handwerksburschen aufnehmen. Oder — doch ich mache es wie jene Marthe in der Fabel, die die Eier zu Markte trug. Du hast ja noch das einengende Gitter vor Dir! Wann werden endlich die vom fressenden Zahne der sceptischen Säge benagten eisernen Schranken fallen?

Jetzt, wo Du in Deiner Historie immer weiter vorschreitest, älter wirst und einen Nebenstrom in Dich aufgenommen, jetzt werde ich, Dich ergänzend, an Das erinnern, was Du vergessen hast. Du wolltest auch einmal, wie Andere, aus Ueberdruß in's Ausland; wolltest fort nach Amerika,

was mir schlecht gefiel. Nein, ohne daß es sein muß, wollen wir uns nie so weit von unserm Vaterlande entfernen. So lange es noch ein Fleckchen gibt, wo man uns duldet, wollen wir weder zu den englisirten Nordamerikanern, noch nach Mexiko, um das Land zu bauen. Du und Landökonom! Trotz Deinen praktischen landwirthschaftlichen Studien und Deinem Pflügen im Darmstädter Sande, und trotz Deinen Aufzeichnungen, wie viel Haber und Heu das und das Pferd täglich frißt u. dgl., hast Du doch im Garten Deiner Mutter zu ihrem Schrecken, jungen Spinat für Salat ausgerauft, h st die Zwiebeln verkehrt gesetzt und Dich gewundert, als sie so langsam aufgingen. Da war es freilich besser, die Feder statt der Pflugschar zu führen, ersprießlicher aufzuzeichnen, wie viel diese oder jene Hofhaltung täglich aufzehrt; es war praktischer „Wahrheiten" zu säen, wenn auch mit „etlichen Irrthümern" vermischt; und es war sogar romantischer, statt Zwiebeln zu setzen, Dich selbst setzen

zu lassen, um, wenn auch langsam, doch wieder zum Vorschein zu kommen. So ist eben Alles gut, wie es kommt; und mit diesem Troste wollen wir erleben, wohin wir Beide noch kommen.

In der **Schweiz** wäre wohl jetzt kein Boden für uns. Wenigstens gießen eben die Schweizerblätter ganze Ströme von Schimpfreden auf die dort lebenden Deutschen ohne Unterschied. Mögen sie bei dem Savoyerzug oder der Versammlung im Steinhölzli betheiligt gewesen sein, oder nicht: sie müssen die Furcht vor den Noten büßen, die der Bundestag anfängt abzuspielen. Die arme Schweiz! Mit ihrer gesunden Luft wird sie behandelt, als wäre die Pest dort ausgebrochen. Die deutschen Handwerksbursche, die von dorther kommen, werden unter polizeiliche Aufsicht gestellt, oder gar eingesteckt; und die Studenten, die dahin wollen, um zu studiren, dürfen es nicht, die schweizerischen Hochschulen, kaum eingeweiht, sind schon in Bann gethan. Freilich könnten sich

die jungen Leute dort zu Republikanern studiren — oder auch zum Gegentheil.

Man hört jetzt von in Wien gefaßten Beschlüssen, die nicht von sich reden, aber durch ihre Wirkung, selbst wenn sie Schweigen gebieten, sprechend genug sein werden. Hoffentlich erreichen sie Dich nicht mehr. Ich aber hoffe Dich zu erreichen und wärst Du „mit Ketten an den Himmel geschlossen.“

Erzähle nicht immer von der Vergangenheit, erzähle auch von der Zukunft

Deiner Zukünftigen.

XIII.

„Saure Wochen, frohe Feste“ — mit dieser Aussicht, meine Theure, muß ich mich vorläufig trösten. Beinahe drei Nächte durch quäle ich mich nun schon mit vier lumpigen Zoll Eisen herum. Am Tage habe ich Mühe, vor meinen öfters einpassirenden Aufsehern die Augen offen zu halten und ein leidlich munteres Gesicht zu machen, damit sie mir die Nachtwachen nicht ansehen. Die Arbeit rückt wohl vor, aber wie langsam! Freilich

kann dieses nächtliche gesetzwidrige Sägen, zwischen den Schall dämpfenden Kissen und Teppichen, da ich bald dieses bald jenes verdächtige Geräusch höre und öfters einhalten muß, wenn da unten eine lauernde Patrouille umherschleicht — nicht eben so schnell von statten gehen, als die legale ungehinderte Arbeit am Tage. Aber das ist doch bei weitem nicht die Hauptsache. Sah ich doch schon, wie Schlosser und andere Handwerker, die berufsmäßig in Eisen handthieren, in einer einzigen Minute so viel vor sich brachten, als ich in sechzig. Das kommt von der Theilung der Arbeit und den wunderbaren besonderen Fertigkeiten, die sie den Leuten anbildet. Ich aber befinde mich der rohen Natur des Eisens gegenüber noch selbst im rohen Naturzustande, und muß an meinen eigenen Pfuschereien und Fehlgriffen erst mühsam lernen, wie ich mir durchhelfe. So erlebe ich wieder an mir selbst etwas Menschheitsgeschichte in nuce. Denn wie viele Pfuschereien und Mißgriffe waren doch erforderlich, ehe

sich alle die Gewerbe, Künste und Wissenschaften auseinander wickelten, damit erst aus der rechten Sonderung ihre wirksamste Verbindung zu gegenseitiger Hülfe entspringe; damit nun die mannichfach gebildete und gegliederte Menschenmasse mit geringerer Mühe das Tausendfache von Dem erreiche, was die noch rohe Masse erreichen konnte. Und wie merkt man doch bei der allereinfachsten ungewohnten Arbeit, der man sich unterziehen muß, wie sehr der Mensch des Menschen bedarf; wie heillos abgeschmackt es ist, wenn noch ein Stand auf den anderen, eine Berufsklasse auf die andere in dummdreister Verachtung herabsieht.

Dieser Zusammenhang im Nebeneinander der Menschen, setzt sich auch im Nacheinander, in der Geschichte fort. Hätten nicht vor fünfthalb Jahren die Franzosen einen König fortgejagt, so müßte ich jetzt kein Eisen sägen. —

Die Juliordonnanzen waren erschienen. Jetzt bricht's dort los, so dachte auch ich. Aber ich stellte mir vor, daß man da und dort in Frankreich keine

Steuern mehr bezahlen werde; daß erst eine Reihe localer Händel und Kämpfe dem großen Schlage vorausgehen würde. Das war eine deutsche Vorstellung. Die pariser Arbeiter und Gamins, die hitzigen Polytechniker und Studenten machten indeß kurzen Prozeß. Und man war froh, daß sie nur drei Tage brauchten, um den alten Bourbonen das pariser Pflaster unter den podagristischen Beinen wegzuziehen und die Lahmen gehen zu machen, indem man es ihnen nachwarf; während die Deutschen und ihre Verbündeten so viele Jahre gebraucht hatten, um dieselben Bourbonen auf demselben Pflaster abzusetzen.

Freilich schnitten sich die Franzosen, da sie den älteren Zweig abgerissen, gleich wieder aus dem jüngeren Zweige eine Ruthe zurecht, zur Erhaltung der ordre public. Doch war um die Ruthe ein zierliches Papierchen gebunden, mit der Devise: „La charte sera désormais une vérité.“ Man hatte die Devise an einem Bonbon gefunden. Dabei ist jedoch eine kleine Verwechslung vorge-

fallen, nicht die Karte wurde zur Wahrheit, sondern die Wahrheit zur Karte, um damit ein Spiel zu treiben, das auch in Deutschland sehr beliebt geworden ist. Saßen doch gerade in diesem Jahr 1834 wieder die deutschen Minister in Wien zusammen, um sämmtliche Kartenkönige in die ministerielle Hand zu nehmen, und damit die armen Buben von Landständen zu stechen. Und was sind sie so deutsch einig geworden! Am Wiener Congreß wären sie sich noch beinahe in die Haare gerathen; und mancher Diplomat dachte wohl damals, was Falstaff sagte: „Verdammt, wenn Spitzbuben nicht ehrlich gegeneinander sein wollen!“ Aber diese Ehrlichkeit hat sehr um sich gegriffen, seit sie den leidigen Zeitgeist als leibhaftigen Satan erkannt haben, der darauf ausgeht, sie sämmtlich zu holen. Und weil sich dieser Zeitgeist in seiner Halsstarrigkeit immer noch nicht freiwillig am eigenen Schwanze aufhängen will, so sind sie nun in ihrer Einigkeit bereit, den Galgenstrick zu machen.

Was war es doch für eine selige Spannung, als die erste Nachricht vom Weltkampfe in den pariser Gassen kam. Was war es — neben wenigen vornehmen, dummen, verblüfften und schiefen Gesichtern — für ein allgemeiner Jubel, als dort das Volk den Sieg errungen hatte! Die letzten Spuren des Franzosenhasses, wovon ohnehin nicht viel Vorrath mehr vorhanden war, schienen verschwunden. Man merkte nun doch, daß die Franzosen Dreierlei in ziemlichem Maße besitzen: point d'honneur, was zwar nur ein Punkt ist, aber der Punkt über dem J; cou-rage, was zwar nur eine Rage ist, die aber den Hals daransetzt; und savoir-faire. Allerdings haben die Septembergesetze dieses Jahrs 1834 nachträglich bewiesen, daß die Franzosen zuweilen nur das faire haben, ohne das savoir. Bei den Deutschen ist es umgekehrt. Also sollten sich Deutsche und Franzosen ergänzen; aber leider bringen es auch in der Weltgeschichte nicht immer zwei Hälften zu einem Ganzen.

Die Julirevolution war ein Thatenblitz, dessen flüchtiger Schimmer alle Schlechtigkeit in Europa mit grellem Schlaglicht beleuchtete. Polen klirrte mit seinen Ketten. In der Schweiz kopirten sie das Juliereigniß in verjüngtem Maßstabe, so daß man, wie in der camera obscura am Schaffhauser Wasserfall, zwar nur ein kleines Abbild zu sehen, aber doch den ganzen Lärm des Originals zu hören bekam. Die gemischte diplomatische Zwangsehe zwischen Holland und Belgien wurde geschieden; und der Klerus selbst half der Frau von ihrem phlegmatischen Manne, da sie nicht übel Lust zeigte, als Emancipirte sich ihm in die Arme zu werfen. Sogar die Deutschen kamen aus linguistischen Gründen in Wallung, um ihre schon so reiche Sprache noch mit dem Worte „Krawall" zu vermehren. Sie rieben sich die speculativen Träume aus den Augen, nebst allen poetischen Bildern ihrer Gelegenheitsgedichte auf die allerhöchsten Weisheiten, und freuten sich sehr, daß

sie noch unruhig sein könnten. Da hieß es aller Orten:

> Wozu soll das trock'ne Sinnen?
> Damit büßt man keine Schuld!
> Wollt die Freiheit Ihr gewinnen,
> So verliert erst die — Geduld.

Aber die Deutschen können Alles. Sie können sogar die Geduld verlieren, und die Freiheit doch nicht gewinnen. In Braunschweig bekamen sie einen Wilhelm für einen Karl; in Kassel einen Kurprinzen für einen Kurfürsten. Das war's! Konnte es anders sein? Auch sie kopirten sich die Julirevolution mit dem Storchschnabel, womit man nur einen Frosch um den anderen fängt.

Ich selbst habe mir aus dem Allem nichts herausgefangen, sondern mich fangen lassen. Zwar scheint es sehr überflüssig, daß ich Dir nun erzähle, wie das gekommen ist; da wir ja, einige Monate Trennung abgerechnet, stets als Paar umherflatterten. Aber es ist nicht wahr, daß das Weibchen

erleben könnte, was das Männchen erlebt hat. Da spinnt sich vielmehr das Eine und Andere seinen ganzen Zettel von Fäden aus seinem Ich heraus, also daß das Schicksal einem Jeden zu besonderem Muster den Einschlag gibt. Und das einmal mit Selbstbewußtsein begonnene Leben, es soll und kann nur zu etwas Rechtem werden, wenn es sich fortlebt in Ewigkeit. Denn es ist und bleibt doch nur eine höchst platte, eine jämmerlich magere und kümmerliche Vorstellung, wenn man sich den Tod als Schneidermeister mit der Scheere denkt, der jede besondere Menschengeschichte abschneidet, damit individuelle Lappen nach Lappen zu einer dürftigen Menschheitsgeschichte zusammengeflickt werden. Was ist es denn auch, was ich von meinem Denken und Fühlen, meinem Wollen und Thun den Anderen mittheilen und hinterlassen könnte? Ein Jeder nimmt sich doch nur etwas Anderes heraus, als ich in mir und durch mich erlebt habe. Je mehr aber der Mensch den eigensten Werth auch seines besonderen Da=

sein's schätzen lernt — und daß er dies immer mehr lerne, dafür sorgt der gesetzmäßige Gang der Völkergeschichte — um so gewisser wird ihm der Glaube an persönliche Unsterblichkeit. Es ist doch auch verzweifelt einfach und natürlich, daß ich dem, was ich werth halte, eben darum die Dauer und Fortdauer zuschreibe und kein Ende davon absehen mag. Gegen dieses wachsende Interesse des Menschen an sich selbst, kommt auf die Dauer keine Negation und keine Skepsis mehr auf. Sie kommt um so weniger auf, je gescheuter das Volk wird und je höher sich alle Einzelnen in den großen Menschenmassen, je höher sich auch die noch von vornehmen Füßen getretenen Handwerker, Bauern und sonstige Arbeiter taxiren lernen. Freilich läßt sich von uns Beiden, wie von jedem Anderen sagen:

„Probirt es nur und sterbt einmal,
„Und wenn dann in der ganzen Welt
„Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
„So ꝛc. ꝛc.

Aber gerade darum, weil wir nicht einmal in Schweine und Schweinställe fahren können und mögen, sehen wir uns nach dem Tode nach etwas Anderm um. Also halten wir Beide, im freudigen Menschenstolze, am guten Glauben an unsere separate Unsterblichlichkeit fest. Denn:

„Nur die Lumpen sind bescheiden!“

Doch das Alles gehört eigentlich nicht zur Geschichte seit 1830. Ei nun! Ist das sterbliche Ich in ein Gefängniß eingesperrt, so darf man wohl gelegentlich dem unsterblichen etwas den Hof machen. Im Grunde wollte ich Dir auch nur sagen, daß mein Erlebtes nicht Dein Erlebtes ist; daß Du mir also zuhören und Dir immer noch Dein Theil Neues daraus herausnehmen kannst. Das war mir nur etwas in die Ewigkeit hineingerathen. Also weiter!

Eine Reihe von Aufsätzen in den von Rotteck herausgegebenen „politischen Annalen,“ hatten mich diesem auch persönlich befreundet. Sein

Name war um diese Zeit in besonders weitem Kreise gefeiert. Mit Recht! Er war mehr als irgend ein Anderer, der populäre Verbreiter der vorherrschenden und von einem zahlreichen Publikum im Allgemeinen gutgeheißenen Ansichten; er war der Publicist und Historiker des Mittelstandes, der auch in Deutschland, wie anderswo, erst die seinen Interessen entsprechenden Meinungen in sich aufnehmen und verarbeiten mußte, ehe die lebendigere Theilnahme am öffentlichen Leben allmälig bis in die weiteren Kreise des Volkslebens dringen konnte. Als parlamentarischer Redner hat er die Gabe der freien und leichten Improvisation. Sein Organ ist nicht angenehm. Aber er spricht oft mit Feuer und Begeisterung; und so gehören denn manche seiner gedruckten Reden zum Besten, was er geschaffen hat. Das war sein unablässiges Streben, daß sich dem starr gewordenen historischen Recht gegenüber das Volk selbst sein Recht und seinen Staat schaffe. In ihm, wie in jedem Anderen kann diese Idee der Neuzeit nur ein bestimmtes

Höhemaß der Ausbildung erreichen. Aber wäre nicht dafür gesorgt, daß nicht die Bäume in den Himmel wachsen, wie sollte man zu ihren Früchten gelangen? Rotteck blieb erreichbar auch für den geistigen Mittelstand; und das ist es gerade, was ihn vor Vielen zeitgemäß und wirksam gemacht hat. Darauf aber ist er nicht angelegt, ein revolutionäres Parteihaupt zu sein. Wollten ihn vielleicht Einige dazu machen, so will doch er sich nicht zum General ohne Armee machen lassen. Er kennt seine Leute besser als sie ihn.

In jener Restaurationsperiode, wo die altdeutschen Demagogenröcke als Hausröcke ausgetragen, die burschenschaftlichen Barette umgestülpt und als Schlafmützen über die Ohren gezogen wurden; wo die drei deutschen Reichsfarben wieder zu dreißig legitimen Landesfarben abschossen; wo sämmtliche Mäuler, die erst vom Franzosenfressen her zum Fürstenfressen offen geblieben, sich nur noch gegenseitig angähnten — in dieser Zeit, wo nur die Zeitlosen blühten, in dieser papiernen

baumwollenen, lumpichten und lumpenzuckernen Zeit, deren Handeln nur noch der Handel war, womit es nicht einmal sonderlich ging; in dieser Wüste, worin nur die Kameele stolzirten, und die Hunde nicht mehr bellten, sondern nur noch wedelten; wo die Journalisten wie die Hunde thaten und, von legitimen Wonnen überfließend, ihre immer günstige Meinung dem deutschen Publikum dadurch eintränkten, daß überall wo der Eine das Beinchen aufhob auch der Andere es that: behauptete doch der in Stuttgart erscheinende „Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift," so gut es ging noch eine eigenthümliche Stellung. Er machte Opposition im Kleinen; und flossen gleich aus allen Gegenden Deutschlands manche Bagatellsachen in diesem Blatte zusammen, so deckte es doch auch allerlei Lumpenstreiche auf.

Der Gründer und Herausgeber, Karl Christ: André, war mehr als ein gewöhnlicher Zeitungsschreiber. Er war höchst eifersüchtig auf die Ehre seines Blatts und dem Wahlspruch einer vornehm

lüderlich gewordenen Journalistik: Was kümmert mich die Wahrheit, wenn nur das Honorar eine Wahrheit ist — am wenigsten ergeben. Ein eifriger Musikliebhaber und Kunstfreund, ließ er sich doch in seiner Zeitschrift, worin er sich als unermüdlicher Utilitarier, als lebhafter Freund alles Gemeinnützigen im Sinn der vorrevolutionären Philantropen zeigte, davon kaum etwas merken. Schon alt und etwas altmodisch, war er dies auch durch seine ehrliche Unparteilichkeit; was aber in einer parteilosen Zeit gleichfalls eine Parteistellung war, die ihn mit Schuften und Pinseln, oder mit den noch zahlreicheren widerlichen Mischlingen aus Beiden, in mancherlei Kämpfe verwickelte. Persönlich lernte ich ihn erst kennen, da er schon schwer erkrankt lag und mit seinem leidenden Gesichte, aus dem noch ein schönes braunes Augenpaar freundlich leuchtete, einen schmerzlichen Anblick bot. Aber schon vorher hatte er mich, wegen meiner Mitarbeiten am „Hesperus," zu seinem

Nachfolger an dem ihm sehr am Herzen liegenden Blatte erkoren.

Der Verleger, der alte Herr von Cotta, war das wohl zufrieden. Mit Cotta habe ich mich später überworfen, muß ihn aber doch loben. Man erzählte sich von ihm wunderliche Geschichten über seine Knauserei im Kleinen und seine Liberalität im Großen. Er war im Gebiete der Geistesindustrie eine Art Eroberer, ein kleiner Napoleon. Wie ein Falke schwebte er über dem langen und breiten deutschen Musenhaine; und wo irgend ein Vögelein in eigener Weise zu zwitschern anfing, stürzte er herab, um es zumal für seine nach großartigem Maßstabe angelegte Journalistik einzufangen. Er hatte mehrere Käfige zum geistigen Hecken eingerichtet, worin sich das Gevögel sogar in verschiedenen Melodien durfte hören lassen, nur nicht allzu laut, sondern in vorsichtig gedämpften Tönen. Mein „Almanach für Geschichte des Zeitgeistes" war ihm zu Gesicht gekommen, und so schoß er auch auf mich

los. Als allzu vogelfreier Literat ließ ich mich gern nach Augsburg verpflanzen, um mit dem gediegenen tüchtigen Doctor A. Mebold an der Redaction des „Auslands" theilzunehmen. Mit dem Auslande durfte man nach Herzenslust umspringen. Alle chinesischen und japanischen Kaiser sämmtlicher Dynastien, alle Könige in Congo und Loango, im Lande der Aschantees und Mandingos, waren der Redaction zur freien demagogischen Disposition gestellt. Also saß ich dort einige Wochen lang im merkwürdigsten Hause zu Augsburg, von wo die „allgemeine Zeitung" per Dampf nach allen Welttheilen vertrieben wird; wo damals der alte Stegmann als unnahbarer diplomatischer Zeus thronte und große Mühe hatte, seine Untergötter in Ordnung zu halten, denen noch die Julirevolution — es war Ende 1830 — in den Schreibfingern nachzuckte.

Noch war ich in Augsburg nicht warm geworden — man wird es dort, glaube ich, nicht gar leicht, was denn für die „allgemeine

Zeitung" von besonderem Vortheile ist — als ich von Cotta nach München beschieden wurde, um am dortigen „Inlande" literarischen Vorspann zu leisten. Denn mit dem „Inland" sah es, wie gewöhnlich, viel schlimmer als mit dem „Ausland" aus. Es wollte nicht vom Flecke. Weil ich nun mit den wilden schwarzen afrikanischen Majestäten noch manirlich genug verfahren war, sollte ich's auch mit den zahmen weißen deutschen versuchen.

Unter „Inland" war zwar nach der Ansicht des Herrn von Cotta hauptsächlich das baierische Reich zu verstehen; aber beiläufig wurden doch auch die übrigen neun Zehntheile Deutschland dazu gerechnet. Eigentlich sollte das Blatt ein Regierungsblatt sein. Allein nach den Julitagen hatte der Liberalismus dermaßen um sich gegriffen, daß sogar das baierische Ministerium nicht mehr ministeriell sein wollte; daß es hoch und theuer versicherte, wie es jeden freimüthigsten Tadel im Cotta'schen Inland mit dem schmeichelhaftesten Gesicht hinnehmen werde; daß es eine s. g. libe-

rale Censur verhieß, die so gut wäre wie gar keine, und das ist doch sehr gut. Allein dennoch traute ich diesem urplötzlichen allergnädigst privilegirten Liberalismus nicht recht. Es war gerade ein Landtag vor der Thüre, der sich wieder einmal die Finanzwirthschaft besehen sollte; und es gab in Baiern allerlei zu sehen. Die Finanzperioden sind die Leidensstationen der deutschen Völker. An jeder Station machen sie Halt, um auszuschnaufen und sich mit einigen Redensarten Luft zu machen. Dann brauchts auch von Seite der Treiber einige beschwichtigende liberale Phrasen, damit die treuen Unterthanen ihr Kreuz wieder auf die Schultern nehmen; damit der weitere „Fortschritt“ nicht in's Stocken gerathe; damit es nicht gar schon vor der Kreuzigung zur Auferstehung komme, was doch ganz gegen die heilige Geschichte verstieße.

Unter solchen Umständen berief ich mich bei Cotta darauf, daß ich viel zu kurze Zeit im Lande sei, um schon vom aparten baierischen Glück

irgend etwas bemerkt zu haben. Darum wurde der sehr legitime Doctor Stahl, als Mitredacteur des Blatts auf den baierischen Zehnten angewiesen. Aber er hat sich schwerlich ein gutes Korn herausgeschlagen, da gar bald auf ihn selbst und seinen baierischen Antheil von allen Seiten losgeflegelt wurde. Mir wurde dagegen das übrige deutsche Reich, sammt Pertinenzien und Impertinenzien, überantwortet. Eine eigene Theilung der Arbeit und ein seltsames Gespann! Der Eine zog rechts, der Andere links. Aber auch das war gut: das „Inland" sollte ein deutsches sein; es mußte also gleich dafür gesorgt werden, daß es in Stücke ging.

In München lebt es sich eine Zeitlang nicht übel. „Das Volk," schrieb einmal Görres, „trinkt gern Bier und ißt gern Rettig." Es ist bequem zu regieren, wenn es nur jährlich einen genießbaren „Bock" hat. Der eine Bock läßt es alle anderen Böcke im baierischen Staate vergessen; nur daß es bei dieser homöopatischen Selbst-

kur nicht die allzu kleinen Portionen und Potionen liebt. Die Kunststadt München, wie andere Residenzen, ist eine künstliche Stadt. Was wird da gebaut! Und um Bevölkerung in die vielen Kirchen zu kriegen, wie wird con amore gearbeitet! In diesem Fache wird es mit der Legitimität und von der Legitimität gar nicht genau genommen. Die Mädchen dort setzen nur ihr Riegelhäubchen auf und sind unter die Haube gebracht.

Um die Stadt herum ist fast allzu viel Gegend. Alles platt, sehr platt! Desto mehr Himmel ist über der Erde; und der baierische Himmel hat seine speciellen Reize. Hat uns nicht unser lieber, allzu früh verstorbener Freund, Ernst Fries, mit seinem scharfen Blicke eines Landschafters öfters aufmerksam gemacht auf den besonderen Duft, auf die eigene Färbung der Wolken? In Baiern aber, wo es im Irdischen nicht durchweg sauber aussieht, ist es sehr ersprießlich, sich am Himmlischen zu ergötzen.

An König Ludwig liegt es übrigens nicht, wenn seine Baiern trotz allen Decorationen doch noch hinter die Coulissen sehen wollen. Da malt man etwas dem Volke! Da versteht man es, aus allen Farben weiß zu machen! „Wer zählt die Pinsel, nennt die Namen?!" Alles wird in München gemalt: Heilige und Riegelhäubchen; baierische Geschichte und baierische Gedichte; Constitutionen und sonstige Glückseligkeiten, also vor Allem auch Sr. Majestät selbst in zwar sehr vielen, aber lange nicht allzu vielen Exemplaren. Daß Letzteres geschah, zeigte von so hoher Politik, als großer Gutmüthigkeit. Nur der eigene Scharfblick des Monarchen konnte schon zu Anfang 1831 voraussehen, daß es in Kurzem eine Menge Majestätsbeleidiger geben werde, die vor seinem Bildnisse Abbitte thun müßten; und um es den Leuten nicht allzu sauer zu machen, hat er sie einstweilen an sein Gesicht gewöhnen wollen.

Hast Du nicht auch schon in den Bildergallerien, in denen zu München und anderswo, die

Bildnisse fürstlicher und sonstiger hochadeliger Familienglieder von früheren Jahrhunderten her bis auf die jüngste Zeit verglichen? Man hat es da recht sichtbar vor Augen, wie die früheren, scharf geprägten Gesichter von noch entschiedenem Charakter immer abgegriffener, immer abgeleckter, platter und nichtssagender werden. Damit geht es, wie mit den aus Marcipan gebackenen Figuren. Es bleibt immer mehr Teig an der Form hängen und je länger abgedruckt wird, um so unbestimmtere Fratzen kommen zum Vorschein. Das ist die Ironie des Lebens, die sich an den Leuten besonderer Race versucht: die Urenkel sind nur noch satyrische Skizzen der Urgroßväter. Nur in der Volksmasse gibt's noch ausdrucksvolle Physiognomien. Es ist also endlich Zeit, daß die Leute oben recht gründlich in die Massen untergetaucht werden: sonst laufen uns die erstgebornen Prinzen — bei den später gebornen mag zuweilen sonsther nachgeholfen werden — gar noch ohne Gesichter umher.

Darin offenbart sich also wieder die wachsende Bedeutung des demokratischen Elements; und König Ludwig sorgt dafür, daß dieß zur deutlichen Anschauung komme. Man muß seine Gallerien nur mit Nutzen zu besehen wissen. Er sorgt noch in anderer Weise dafür, durch Aufführungen mit gleichsam lebendigen Figuren. Du erinnerst Dich, wie wir einmal einem feierlichen Ordenskapitel, ich glaube in der münchener Schloßkapelle, beiwohnten. Die Cultur hat dem Volke den Hanswurst genommen und dessen bunte Jacke zu Ordensbändern zerschnitten. Es bekam also partes pro toto und soll nun an jedem dieser Theilganzen sein Gefallen haben. Aber es kann sich die Abbreviaturen noch nicht zu einer ganzen Hanswurstiade zusammenlesen. Könnte es, so würde es noch jetzt lachen, sähe es auch nur einen solchen Ordensmann; weil dies aber nicht der Fall ist, so macht es wohl bei solchem Anblicke noch immer ein respektvoll ernsthaftes und dummes Gesicht. Uebrigens sah es recht betrübt aus, die-

ses Ordenscapitel, dieses pensionirte Ritterthum mit Podagra, dieses ausgebalgte Mittelalter, das man noch mit einigen Zopfbändern aus dem vorigen Jahrhundert mühsam zusammenhält.

Viel ergötzlicher und lebendiger, als unter jenen wandelnden Mumien, ist's in der Glyptothek, wo sich das Schöne dem Nützlichen so trefflich verbindet. Kann man bequemere Studien über Völkerkunde machen, als unter diesen sprechenden Statuen und Steinen? Sie sagen Einem sogleich, daß die Münchener keine Athenienser sind; und dem marmornen Faun sieht man's an, daß er sich nicht in baierischem Bier betrunken hat. Zwar sind vor Kurzem sogar einige Münchener in's Attische übertragen worden. Doch ist erst abzuwarten, wie sie sich im Griechischen ausnehmen, und ob sie sich zu besserem Selbstverständniß nicht wieder zurück in die baierische Mundart übersetzen lassen.

In meinem Stück „Inland" hatte ich inzwischen Mancherlei zum Besten gegeben, was höhern

Orts ärgerte. Vom preußischen Herrn v. Kamptz hatte ich, nach glaubwürdigsten Mittheilungen, etliche im hyperloyalen Delirium begangene Excesse zu berichten. Das Delirium war in einigen Unterredungen zum Ausbruch gekommen, die er mit einem früheren politischen Gefangenen, Salomon aus Erfurt, hatte. In seinem ministeriellen Zorn gegen alle deutschen Liberalen, meinte Herr von Kamptz, nicht die Deutschen oder Preußen, sondern die Russen hätten Deutschland befreit. Hätte er gesagt, daß es weder Deutsche, noch Preußen, noch Russen gethan haben, so wäre nichts einzuwenden gewesen. Aber nur von den Russen zu sprechen, war doch für eine preußische Excellenz eine allzugroße Indiscretion. Bei derselben Gelegenheit wüthete Herr von Kamptz gegen die s. g. demagogischen Umtriebe in Deutschland, die erstickt werden müßten, und sollten gleich zwei Millionen Köpfe fallen. Diese terroristischen Excellenzen getrauen sich, nach wie vor, auch ohne Köpfe zu regieren.

Im Großherzogthum Hessen hatte sich das Ministerium „mit Vertrauen" an die Stände gewendet, damit sie dem Großherzog zwei Millionen Gulden Schulden bezahlten, die er als Großprinz gemacht hatte; also gerade so viel Gulden, als Herr von Kamptz Köpfe wollte abschneiden lassen. Diese höchst merkwürdige Interpretation der erst später vom Prinzen Johann von Sachsen erfundenen Redensart: „Vertrauen erzeugt Vertrauen," diese großartige politische Naivetät war kurz vor der Julirevolution begangen worden. Aber die hessischen Stände betheuerten zwar auch diesmal ihre loyale Gesinnung, doch nicht mit der Hand auf dem Herzen, sondern auf der Tasche, was in solchen Fällen bei Weitem am vernünftigsten ist. Darüber gab das „Inland" einen längeren Aufsatz, kurz vor der Versammlung der baierischen Abgeordneten, die es also indirekt aufzureizen suchte, nun gleichfalls eine Stellung einzunehmen, die für alle Beutelschneider im Lande nur eine höchst unangenehme sein konnte.

Von Heinrich Heine waren damals Reisebilder erschienen. Seine Dithyrambe auf die Marseillaise hatte mir besonders behagt und ich ließ mir einfallen, sie im „Inland" zu loben. Bald darauf traf ich in Cotta's Kunst und Buchhandlung mit Herrn Professor Maßmann zusammen. Der Grazienschlingel Heine hatte ihn schon früher an den Ohren gezaust. Aber doch war Maßmann sehr gutmüthig und meinte nur, daß mir nun die „Eos" meine Recension aufmutzen werde. Das that sie auch: sie denuncirte mich ihrem Publikum als „fremder Inländer" und als „unruhiger Kopf," was bekanntlich in Deutschland Jeder ist, dem der Verstand nicht still steht. Diese rosenfingrige „Eos" zeigte sich übrigens als sehr haushälterische Göttin: sie strickte sich aus ihrem Morgenroth nichts als rothe Strümpfe; sie war das Hauptblatt der Ultramontanen und Jesuiten. Als bald darauf gegen die römische Propaganda, von der Tribüne des Ständesaales aus, jene liberalen Donnerwetter losbrachen,

wobei es nur regnete, ohne zu hageln und einzuschlagen, ist das Jesuitenkraut nur um so feister und saftiger geworden. Es mag nach einigen Jahren schon hoch genug gewachsen sein, daß sich der eine oder der andere Minister sein Nest hineinbauen kann.

Herr von Abel war um diese Zeit liberaler Ministerialrath, der noch mit dem Juliwind von 1830 segelte und die Censur in den Grund bohren wollte. Ich hatte einmal wegen irgend einem Artikel des „Inlands" mit ihm zu sprechen, der trotz der in Baiern grassirenden Freisinnigkeit das hohe ministerielle und wohl auch königliche Mißfallen auf sich gezogen hatte. Mit möglichst feierlichem Gesicht versicherte der Herr Ministerialrath, wie das „Inland" die zartesten Rücksichten zu nehmen habe, da Sr. Majestät höchstselbst dieses Blatt zu lesen geruhe. Bei dieser Erklärung zuckte es mir etwas in den Mundwinkeln und ich hatte Mühe, meinen Respekt vor der Majestät nicht zum Durchbruche kommen zu lassen. Aber gleich=

zeitig glaubte ich im Gesicht des Herrn von Abel ein gewisses schalkhaftes ironisches Zucken zu bemerken. Ich dachte also: der Herr Ministerialrath kann es noch weit bringen; er scheint nicht an allzu viel Ehrfurcht vor Denen zu leiden, die über ihm stehen und weiß doch, — wenn man ihn nicht allzu nahe besieht — ein leidlich achtungsvolles Gesicht zu machen. Herr von Abel ist ein großer Mann: er mißt seine sechs Fuß. Warum sollte er nicht mit der respektvollsten Miene von der Welt einen anderen Großen über die Achsel ansehen können, ohne daß dieser es merkt? Und Herr von Abel ist ein starker Mann. Warum sollte er nicht auf der einen Hand einen Zwerg halten können, um ihn seine Kunststücke machen zu lassen; und in der anderen Hand einen Teller, um sich von seinem Publikum bezahlen zu lassen? Im civilisirten Baiern schlägt kein Kain den Abel todt, am wenigsten dann, wenn der fromme Abel opfert und betet. Und in Baiern ist noch viel mehr möglich! Da

lassen sich wohl gar die beiden feindlichen Brüder unter eine Kappe bringen, und wäre es die Calotte; oder unter einen Hut, und wäre es der Jesuitenhut.

Die baierische Politik de dato 1831 befand sich in seltsam desparater Lage. Ganz gegen die medicinische Regel: Wein auf Bier, rath' ich dir — hatte sie sich erst im französischen Julichampagner betrunken und sogleich münchener Bock d'rauf gesetzt. Das gab einen äußerst fatalen Rausch, bei dem sie weder auf dem linken noch rechten Beine stehen konnte, wie sehr man auch in die Hände klatsche und sich zurief: „Gerecht und beharrlich!" Auf beiden Beinen zugleich ging's am allerwenigsten. Der brave Doctor Eisenmann, der Herausgeber des baierischen Volksblatts, der jetzt dafür leiden muß, daß er mitten unter den Taumelnden festen Fußes stand, rief der Regierung vergebens zu, sie solle sich „an die Spitze der Bewegung stellen." Aber da stelle sich Einer an die Spitze, der selbst eine

Spitze hat! Herr Eduard von Schenk, der dramatische Minister des Innern, hatte seinem Helden Belisar nur die Blindheit abgesehen. Die Journalisten wollten die Hunde sein, die den Blinden leiteten. Aber Einer fiel über den Andern her, und es war ein Hundegebell vom Teufel durch einander. Nur die Pfaffen, wie immer, blieben kalt. Sie lachten einstweilen in's Fäustchen und dachten: Habt Ihr ausgetaumelt, so sollt Ihr fasten und Euch kasteien, und im Armensünderhemdchen uns Buße thun.

Im ministeriellen Theile des „Inlands" gab sogar der Stahl kein Feuer mehr. Meine Portion am Blatte machte ich für die Opposition möglichst mundgerecht, und wurde dafür vom baierischen Volksblatt belobt. Jetzt versammelten sich die Stände, und zugleich kam Doctor Wirth zur Herausgabe einer Zeitschrift nach München. Er trat im Cotta'schen „Inland" an Stahl's Stelle. Dem Herrn von Cotta hatte wohl schon der Namen gefallen. Er überlegte ganz richtig,

daß das Münchener Publikum schlechterdings durch nichts Anderes, als durch einen guten Wirth anzuziehen ist. Aber diesmal hatte er doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Zwar war Dieser als noch passabler konstitutioneller Monarchist in München eingetroffen. Aber bei der schnell fördernden Erziehungsmethode der königlich baierischen Politik, konnte ein ehrlicher Mann schon in drei Monaten als Republikaner fix und fertig sein. So geschah es auch mit Wirth, ob sich gleich einige Minister große Mühe gaben, um ihn unter ihr Fähnlein zu stellen. Er wollte sich durch keine Halbheit den Strom einer reinen Begeisterung trüben lassen, der ihn selbst und womit er Andere fortriß. Lebhaft erinnere ich mich noch, als ich ihm die Nachricht von einem neuen Polensiege mittheilte, daß er mit leuchtenden Augen ausrief: „Wie gern sterbe ich, wenn ich erst die Befreiung Polens erlebe!"

Als einmal die Abgeordneten, ministerielle und nicht ministerielle, liberale und nicht liberale, zu

plaudern angefangen, wollten die Baiern nur noch von sich selbst hören, und für das nicht baierische „Inland" war kein Platz mehr übrig. Also machte ich selbst meinem journalistischen Proviso=rium ein Ende; und es war gut, daß ich frei=willig ging, sonst wären wir vielleicht noch in's Passivum versetzt und aus dem baierischen Para=diese hinausconjugirt worden. Vor unserer Rück=kehr in die Heimath besahen wir uns Tyrol und ein Stück Oberitalien. Mehr noch, als der Mar=kusplatz mit seinen Wundern der Vergangenheit, gefiel uns das frische kräftige Tyrolervolk. Denn auch zwischen seinen Bergen hatte die Julirevo=lution, zumal aber die heldenmüthige Erhebung der Polen, ein freudiges Echo gefunden, und die Büchsen rührten sich wieder an der Wand.

Erinnerst Du Dich noch unsers lustigen Innsbrucker Kutschers, mit dem wir schon in München für die ganze Reise accordirt hatten? In seiner spitzbübischen Ehrlichkeit gestand er uns nachher ganz offen und lachend ein, daß er uns nicht übel geprellt habe.

Und wir mußten mitlachen. Denn den Tyrolern, die so ansehnlich im Großen geprellt wurden, kann man es ja am wenigsten übel nehmen, wenn sie es nun im Kleinen versuchen. Dieser Kutscher war freilich nur ein halber Diplomat. Aber wenn es doch die ganzen Diplomaten von Karlsbad und Wien ebenso machten! Wenn sie doch endlich einmal lachend sagten: „Nicht wahr, ihr guten dummen Deutschen, wir haben euch tüchtig über's Ohr gehauen?" — so ließe man sich das eher gefallen. Allein das Aergerliche ist, daß sie uns ihre mehr als dreißig Farben auf den Leib prügeln und uns dann ganz ernsthaft versichern, das Alles seien verfassungsmäßige Liebesstreiche, wofür wir mit schönstem Danke zu quittiren hätten.

Die Tyroler von 1831 werden sich jetzt wohl auch wieder schlafen gelegt haben. Damals aber schienen sie ziemlich unzufrieden. Unter Anderen bekamen wir Einige zu Gesicht, die noch in der Insurrektion von 1809 eine Rolle gespielt hatten. Trotz dem Verbot war Immermann's „Andreas

Hofer" zu ihnen gedrungen. Es gefiel ihnen nicht übel, doch meinten sie, es wäre Vieles anders gewesen. Selbst bei flüchtigem Aufenthalt ließ sich im eigenthümlich geschlossenen Tyrolerlande eine merkwürdige Uebereinstimmung der Gesinnung und Ansichten bei Alt und Jung aller Klassen gewahren. Alle freuten sich wohl der früheren Thaten, aber nicht des Lohns ihrer Thaten. Hatten sie sich erst versichert, daß sie weder mit Baiern noch mit Oestreichern zu thun hatten, denn sie wollten von alten und neuen Herrschern gleich wenig wissen, so wurden sie offen genug. Sie machten allerlei bedenkliche Anspielungen auf ihre frühere Insurrection. Sie klagten über ihre Mauth, über das theure Salz, über den stinkenden kaiserlich königlichen Tabak und die censirten Lügenblätter, und waren darum sehr neugierig auf jeden mündlichen Bericht über Ereignisse und Stimmungen jenseits ihrer Berge.

Vor Allem war ihnen das östreichische Beamtenwesen höchlich zuwider. Zu Dutzenden, so mein-

ten sie, würden ihnen diese kaiserlichen Preß- und Quetschmaschinen in ihr armes Ländchen geschickt, während verhältnißmäßig nur sehr wenige Tyroler in den anderen Erblanden zu Amt und Ansehen gelangten. Mit dem Gefühl der Ueberlegenheit, mit Stolz und sichtlicher Verachtung sahen sie zumal auf jenes Heer von Unterbeamten herab, mit denen das Volk zumeist in unangenehme Berührung kommt.

Der Haß, wie natürlich, schien gegenseitig zu sein. Was wußte doch auch jenes lächerliche Exemplar von kaiserlichem Staatsdiener, mit dem wir von Innsbruck nach Salzburg fuhren und der sich freilich von den Tyrolern unterwegs sehr über die Achsel mußte ansehen lassen, über das „störrige" Gebirgsvolk zu schimpfen und dagegen das inneröstreichische Beamtenparadies zu rühmen. Auch jener kaiserlich königliche Staatsbankerott, wodurch so manche Familie um Hab und Gut gekommen, wurmte noch den Leuten nach. Die Erzherzoge Karl und Johann standen zwar in gutem An-

sehen. Von anderen Hochgestellten behaupteten sie aber geradezu, daß sie sich auf Kosten der betrübten Unterthanenschaft mit ihren Papkerspekulationen die Taschen gefüllt hätten. Das konnten wir kaum glauben; denn uns Leuten aus dem Reiche kommt doch schon lange das Wiener Haus im Ganzen genommen ziemlich arm vor.

Kaum waren wir für einige Monate in die Heimath zurück, als uns der Tod des guten André nach Stuttgart rief. Die Reise ging über Karlsruhe, wo gerade die Stände versammelt waren und sich ein Vergnügen daraus machten, von hübschen Frauen und Mädchen sich zuhören zu lassen. Das ist das beste Mittel, um liberal zu bleiben; aber die anderen Liberalen in Deutschland verstehen sich noch schlecht auf ihren Vortheil. Wir lernten dort unsern braven hessischen Landsmann, Welcker, kennen; den schon lange erprobten Winter aus Heidelberg und viele andere ehrenfeste Männer. Vor Allen Itzstein, mit seinen scharf geschnittenen Zügen, seinem hellen Adler-

auge, aus dem ein ächter Staatsmann hervorblickt. Er sieht — meine ich — dem Fürsten Metternich ähnlich. Doch hat er den Vorzug, daß er keine Durchlaucht ist und uns anderen Deutschen nicht den besten Johannisberger vor'm Maul wegtrinken muß. Ein prächtiger Stein des Anstoßes, dieser Itzstein, für Alle, die den Krebsgang gehen. Hätten wir doch endlich in Deutschland auch einen Staat für solche Staatsmänner!

Den fremden Deutschen gegenüber, sind die meisten Schwaben wie die Kachelöfen. Einmal durchgeheizt, halten sie die Wärme; bis es dazu kommt, kann man zuweilen Hände und Füße schon erfroren haben. Aber die Politik, welche trennt, vereinigt auch. Und so fanden wir in jener aufgeregten Zeit gar bald erfreuliche Anknüpfungspunkte, sowohl mit Männern, als mit geistvollen Frauen, die über den engen häuslichen Kreis hinaus dem öffentlichen Treiben theilnehmend zusahen. Der edle hochgefeierte Uhland, den ich vor dreizehn Jahren nur auf flüchtigem Besuche gesehen, lebte zwar

damals in Tübingen. Ebenso Paul Pfizer, der gerade über Würtemberg aufgehende Stern. Aber in Stuttgart war doch der immer tüchtige, rüstige und jugendlich kräftige Schott. Da waren auch die jüngeren Männer des „Hochwächters," die es als politische Gefangene, auf der hohen Schule zu Hohenasperg, gelernt hatten, den freieren Blick bis über die Landesgrenzen hinaus zu richten; die zwar scharf genug in die würtembergischen Besonderheiten eingingen, aber es doch nicht vergaßen, daß sogar Würtemberg in Deutschland liegt.

Auch der eben gestempelte Hofrath, Ernst Münch, schrieb in Stuttgart eine hauptsächlich von ihm selbst gelesene Hofzeitung. Versteht sich, daß man ihn unter solchen Umständen nicht besuchen durfte, um nicht den eigenen guten liberalen Namen auf's Spiel zu setzen. Dagegen gehörte Herr Wolfgang Menzel einigermaßen zu den freisinnigen Notabilitäten. Er hatte einmal vor Jahren — es geschah, wenn ich nicht irre, im

Schweizerlande — dem Ernst Münch eine Ohrfeige gegeben. Der Liberalismus generalisirt gern. Also galt fortan Herr Menzel als ein Mann, der jedem künftigen Hofrath eine Ohrfeige gibt. Darum wurde er bald darauf zum Abgeordneten gewählt. Ein Stuttgarter Freund erzählte mir später, daß zuweilen Herr Menzel in seiner Eigenschaft als Deputirter zu den ministeriellen Diner's geschlichen sei; während es doch die wahren Männer der Opposition für Schuldigkeit gehalten, ihren gerechten Zorn mit gewöhnlicher Hausmannskost in sich hineinzuessen. Doch was liegt daran? Herr Menzel ißt gern etwas Gutes.

Sonst noch fanden sich von verschiedenen Seiten her bedeutende Männer in Stuttgart zusammen. Von München war Lindner übergezogen, der Verfasser des berühmten und doch so ephemeren „Manuscripts aus Süddeutschland"; ein so feiner Publicist, daß die Feinheit nie zur rechten Schneide wurde, denn er war von weichem Metall, dessen Schärfe leicht nach jeder Seite bog. Er Gentz'te

etwas. Aus Berlin kam auf Menzel's Ruf der noch blutjunge Gutzkow, um es im Nest des kritischen Eulenkönigs abzuwarten, bis er flügge sei. Aus Ungarn erschien Nikolaus Lenau, die melancholisch klagende Nachtigall, und schmetterte das schöne Polenlied:

„Unsere Gläser klingen hell."

Dann kamen nach dem unglückseligen Falle von Warschau die Polen selbst, und wurden von den Damen so lange angeschwärmt, als es die Eifersucht der liebesbedürftigen Stuttgarter Polizei gestattete.

Wir hätten uns, glaube ich, in Stuttgart bald wohl gefühlt. Aber sie haben uns wieder keine Zeit dazu gelassen. Bevor ich mit Anfang 1832 die Redaktion des „Hesperus" übernehmen wollte, schickte ich dem Blatte einen ausführlichen Plan voraus. In einem systematischen Cyclus von Darstellungen sollte, möglichst gedrängt, eine fortlaufende und im Verlaufe selbst immer mehr sich

ergänzende Weltstatistik aller wichtigsten Zustände und Thatsachen des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Meinung gegeben werden; damit sich aus der treuen Abspiegelung der Gegenwart die praktische Lehre für die Zukunft, für die Politik schöpfen lasse. Außerdem sollten sich im „Hesperus,“ nach wie vor, verschiedene Stimmen frei aussprechen dürfen. Nur behielt ich mir vor, auch meine entschiedene Meinung zu sagen.

Das that ich in einer Art politischem Glaubensbekenntniß, welches für die erste Nummer des Jahrgangs 1832 bestimmt war. Aber daran nahm Herr von Cotta Anstoß und meinte, das gehöre eher in die „deutsche Tribüne,“ als in seinen Abendstern, der nur mit sanftem Licht in die Nacht hineinleuchten solle. Vielleicht hatte er nicht unrecht, daß er eine unpolitische, rein statistische und kulturgeschichtliche Zeitschrift haben wollte; aber ich hatte es auch nicht, daß ich mir meine Ueberzeugung nicht verbieten ließ. Er ließ nicht drucken und ich ergriff negative Repressalien, da ich

kein anderes Manuscript hergab, sondern gegen das Publikum des Hesperus — das Volk muß ja doch Alles ausbaden — eine vollständige Sperre anordnete.

Der Streit dauerte nicht lange, als schon dem Herrn Verleger aus der Verlegenheit geholfen wurde durch den modernen Deus ex machina, durch die allunwissende, aber gleichwohl sehr allgegenwärtige und allmächtige Polizei. Es hieß: „Binnen acht Tagen hat Schulz mit Frau und Familie" — wir sollten von Polizeiwegen auch gleich Kinder haben — „das würtembergische Reich zu verlassen." Auf meine bescheidene Frage: warum? — war sofort die Antwort bei der Hand: „Man hat schon Opposition genug im Lande." Und doch dachte mein Herz nicht daran, unter schwäbischer Censur schwäbische Opposition zu machen. Auch hatte ich gerade erst in's Land geguckt. Da sah ich: große Züge gemästeter Ochsen; zahllose Heerden fetter Gänse; lange Guirlanden von Welschkorn um alle Bauernhäuser, und noch

dazu waren sie in Stuttgart eben daran, eine große Bierbrauerei auf Actien zu bauen. Also lauter Zeichen der allgemeinsten Zufriedenheit! Aber die deutschen Polizeien haben in ihrer christlichen Demuth viel Selbsterkenntniß. Sieht man sie nur an, so meinen sie schon, daß man ihnen alle dummen Streiche ansieht, die sie schon gemacht haben und noch machen wollen. Diese bescheidene Meinung hat etwas für sich. Darum blieben alle Reclamationen gegen die Ausweisung vergeblich.

Wir mußten also unsere Siebensachen abermals packen, und uns mit. Viele wackere Stuttgarter gaben ihre Unzufriedenheit mit diesem überflüssig neuen Beweise von der Nichtexistenz eines deutschen Staatsbürgerrechts deutlich und öffentlich zu erkennen. Auch solche Männer, wie der freundliche gemüthliche Gustav Schwab, zeigten sich höchst theilnehmend; und Andere ärgerten sich wohl mehr noch, als wir selbst. Das war also die königlich würtembergische Freiheit. Ach, diese deutschen

Freiheitchen! Sie sind wie die verschiedenen Sorten Rauchtabak: die eine Sorte mag wohl noch etwas mehr als die andere stänkern; aber sie gehen doch alle in blauen Dunst auf.

Derlei polizeiliche Schwabenstreiche, wie sie auch anderswo im großen gemeinsamen Vaterlande vorkommen:

„So weit die deutsche Zunge klingt,
„Und Gott im Himmel Lieder singt" —

sind doch in der Hauptsache blos lächerlich, und nur zum kleineren Theile widerlich. Also gab ich von Darmstadt aus, in dem von Rotteck und Welcker herausgegebenen „Freisinnigen," einen kurzen und ziemlich lustigen Bericht über unsere Promotion in die Heimath, und über die bekannte Regierungskunst, die Deutschen immer wieder dahin zurückzubringen, woher sie gekommen sind. Zugleich verlangte ich jedoch vom hessischen Ministerium, daß es mir bei'm würtembergischen zu meinem guten Recht verhelfe. Also that ich in

meiner Vorstellung ganz seriös, als wüßte ich kein Wort davon, daß keine Krähe der anderen die Augen aushackt. Ich berief mich darauf, daß jeder Enkel Herrmann's in jedem herrmann'schen Bundesstaate ein Stück Grundeigenthum erwerben könne; daß er sich also vermuthlich auch in einem solchen Staate aufhalten dürfe; daß es mithin scheinen möge, wie sogar der durchlauchtige deutsche Bund die blasse Probe von einem s. g. deutschen Staatsbürger Recht habe geben wollen. Aber das hessische Ministerium sagte: „Prost Mahlzeit, deutsches Staatsbürgerrecht!" — ohne etwas davon aufzutischen.

Ferner meinte ich, da wir durch die Ausweisung zwar zu größerer Ehre, aber zu weniger Geld gekommen waren, ob sich nicht gegen die stuttgarter Polizei die Klage anstellen lasse: „Si quadrupes pauperiem fecisse dicatur." Allein das ging auch nicht. Denn ein deutscher Policist braucht nur seine zwei Beine als zwei klassische Zeugen vor Gericht zu stellen; und er beweist mir

nichts dir nichts, daß er nicht zu den Vierfüßlern gehört, sondern nur zu den Menschen und unzurechnungsfähigen deutschen Unterthanen. Es blieb also dabei. — —

Du willst, meine Liebe, daß ich Dir von unserer Zukunft spreche? Seit der Befreiung Deutschlands sind noch lange keine vierzig Jahre verflossen. Also nur das Eine, daß wir das Schwabenalter des wiedergeborenen Vaterlands wenigstens nicht in Babenhausen abwarten wollen. Dabei bleibt's auch.

XIII.

Am Weihnachtsabend 1834.

„Welch Lichtmeer plötzlich dringt herein? —
„Hat sich die Sonne aufgemacht,
„Mit ihrem letzten Strahlenschein
„Zu leuchten in die Kerkernacht? —
„Sind's Sterne die hernieder geh'n
„Von ihrer Bahn am Himmelszelt
„Und, was sie hier verwundert seh'n,
„Erzählen einer andern Welt?

„Vielleicht auch ist's ein Jugendtraum,
„Der nah' und freundlich mich umweht?“ —
Sieh da — den grünen Weihnachtsbaum
Der hellerfunkelnd vor Dir steht!
Der Zeit, wo er mit bunter Pracht,
Mit Kerzen, Flittern ward geschmückt,
Hat selig einst das Kind gelacht,
Denkt jetzt, ich weiß, der Mann entzückt.

Ja, laß Dir Deine Rosenzeit,
Die Jugend, auch im Kerker blüh'n,
Manch Sternlein der Vergangenheit
In grünen Zweigen schimmernd glüh'n,
Und denk' auch an ein ander Kind,
Ein altes, das noch immer träumt,
Und mit dem frischen Morgenwind
Hell zu erwachen, schläfrig säumt.

O, denk' an unser Volk, wie Du
In Banden ist es eingeengt! —
Hat es von langer träger Ruh'
Aufstehend, endlich sie gesprengt —
So strahl' auch ihm in lichtem Glanz,
Von seinen Treuen ihm beschert,
Im Wipfel hoch den Blüthenkranz,
Ein Freiheitsbaum, mit Frucht beschwert!

Ein frommer Wunsch, der auf seine Erfüllung wohl noch lange wird harren müssen.

Aber sieh Dich um, mein Theuerster, nach den Früchten, die an Deinem Weihnachtsbaum hängen. Da wirst Du mich selbst gewahren in Trauer, wie es einer Strohwittwe zukommt. Laß Dir einstweilen diesen meinen Schattenriß gefallen: „S' ist zwar nur das garstige Gesicht, doch meine Liebe siehst Du nicht."

Weißt Du noch, daß ich Dir im J. 1819, also vor fünfzehn Jahren, zu Weihnachten in Dein erstes Gefängniß auch ein Bild schickte? Es war das Ulrichs von Hutten, mit dem Schlußvers eines seiner Gedichte:

„Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hat' gefangen an,
Gott woll sie trösten! Es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch für'm End,
Will's Gott, so mag's nicht werden gewendt;
Drum will ich brauchen Füß und Händ':
Ich hab's gewagt!"

Und jetzt brauche auch Du „Füß und Händ,“ wage und gewinne!

Hier noch ein anderer Vers von Hutten aus der „Romanze vom Gefangenen,“ die Dir vielleicht nicht bekannt ist. Er klagt, daß er im Maienmond im Kerker liegen muß u. s. w., daß ihm ein Schütze ein Vöglein erschossen, was vor seinem Fenster im Morgenschein Lieder gesungen und wünscht sich nun ein anderes, das sprechen kann:

„Daß es eine Botschaft brächte
Zu Leonor der Herrin mein:
Kuchen sollte sie mir senden,
Nicht mit Salm gefüllet, nein,
Nur mit einer stillen Feile,
Einem Hammer spitz und fein,
Feile für die Eisenfesseln,
Für den Thurm der Hammer sei.“

Es scheint, daß im Mittelalter nicht so genau untersucht wurde, wie heut zu Tage, wo erst ein Kuchen klein geschnitten wird, ehe ihn ein Gefangener zu essen bekommt. Aber selbst schneiden

darf man nicht wollen. Wurde es doch vor einiger Zeit übel vermerkt, als ich Einschnitte ins Brod gemacht, das ich Dir schickte, blos zur Probe, um zu erfahren, ob das Essen visitirt wird.

Deine Feilen- und Sägearbeit rückt so langsam vor? Das Sprüchwort sagt: „Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid." Geduld und Zeit bringt Dir, umgekehrt wie dem deutschen Volke, die Freiheit, wenn Du die Geduld nicht verlierst und Dir die Zeit nimmst. Nur keine Uebereilung. Die frankfurter Gefangenen hatten auch lange mit ihrer Eisenarbeit zu thun. Die Männer von der Feder taugen eben nicht zu mechanischen Geschäften. Lernte Jeder in seiner Jugend auch ein Handwerk, so wäret Ihr viel unabhängiger. Drei Nächte hast Du jetzt gearbeitet. Bis zur letzten Nacht dieses Jahres bleiben Dir noch sieben. Dann aber solltest Du fertig sein, um als freier Mann das neue Jahr anzutreten. Im Schatten der langen dunkeln

Nächte, wir haben dann Neumond, kannst Du desto sicherer reisen. Meine neulichen Plane scheinen Dir nicht zu gefallen. Hast Du bessere? Aber darin bist Du wohl mit mir einverstanden, daß ich zugleich mit Dir die Heimath verlasse, die mir ohne Dich keine mehr wäre; und in der man mich, wenn nicht gerade als Geissel festhalten, doch gewiß in eine lange Untersuchung verwickeln würde, die eine baldige Vereinigung mit Dir unmöglich machte. Antworte mir darüber in Deinem nächsten Briefe.

Laß auch mich vor der Flucht, ehe eine neue Lebensepoche für uns beginnt, noch einmal flüchtig rückwärts sehen.

Zum erstenmal sagte ich Darmstadt Lebewohl, als ich seinen Sand mit dem von München — Du warst dahin vorangereist — vertauschte. Zum erstenmal war ich dort an einem Orte, wo ich außer Dir keinen Menschen kannte. Aber eine solche Zweisamkeit, der Verein mit der Seele die uns zugehört, erhöht nur, der fremden Außenwelt

gegenüber, das innige Verhältniß. Nach und nach traten Dritte in unser anfängliches Stillleben. Erinnerst Du Dich noch des Abends, wo mehre bei uns versammelte Maler in die lebhafteste Discussion geriethen über die verschiedenen Zweige der Malerei? Herrmann, der sich dem Münchner Modefach, „dem Heiligen," zugewendet hatte, pries die Historienmalerei. Der Genremaler Kirner, der uns später portraitirte, hob sein Fach hervor und unser liebenswürdiger Freund Ernst Fries, vertheidigte die Landschaftsmalerei, als eben so poetisch schaffend, wie die historische. Welche Freude war es, mit ihm die Abende im Freien zuzubringen, nach Sendlingen, Hessellohe, oder Bogenhausen zu wandern! Er war keiner von den Malern, die die Natur handwerksmäßig betrachten, wie ein Schneider ein Stück Zeug, aus dem er ein Kleid machen will — er betrachtete sie mit seinem Malerauge um ihrer selbst willen. So kam es, daß uns durch ihn die Umgebungen Münchens schön erschienen, trotz dem schlechten

Ruf, in dem sie stehen. Und die Kunst- und Bauwerke, wenn sie auch zum Theil den Eindruck machen, als gehörten sie nicht unter ein Biervolk und auf diesen Sandboden, auf dem sie, schnell wie sie emporgeschossen, wenn einmal von oben herab ein anderer Wind weht, wieder zusammenfallen könnten — sie haben uns sehr ergötzt. Auch hat die Stadt, die Sitten und Lebensweise ihrer Bewohner, ja die Tagesliteratur manches eigenthümlich Interessante. Hatten doch diese Lokalblätter, eine „Landbötin,“ „ein reisender Teufel“ u. s. w., was ihren Styl betraf, ein hohes, wenn auch schwer zu erreichendes Vorbild! Wie lustig waren nicht die Todesnachrichten im Wochenblatt: die „Königlich Bairischen berittenen Hoftrompeterstöchter zu Pferd,“ die „an der galoppirenden Schwindsucht“ und die „Königlich Bairischen General-Zoll-Administrations-Assistenten Söhne“. die „an Schwäche“ starben, und dgl. Auch gibts in München „K. B. Hoftrompeterswitwen zu Fuß“ und „Königl. Bairi-

sche Geheimerathsgemahlinnen" u. s. w. — Wie dort der dritte Mensch ein Maler, so ist das dritte Wort „Hof" und „Königlich." Dieses Athen hat noch einen weiten Weg zur Republik.

Die anschaulichen Darstellungen von Göthe's italienischer Reise weckten zuerst den Wunsch bei uns, ein Stückchen von dem Land zu sehen, von dem unsre Malerfreunde mit Begeisterung sprachen; auch zog uns die Alpenkette, die uns von München aus entgegen glänzte, mächtig an. Auf ein Kind der Ebene macht der erste Anblick von Hochgebirgen einen stark überwältigenden Eindruck, während manche Tyroler, bei aller Liebe zu ihren Bergen, wie wir dies öfter hörten, sich eine große Ebene als ein wahres Paradies vorstellen. Glauben sie vielleicht, daß es dort keine Zölle und Auflagen gebe, nichts worüber sie zu klagen haben? — Wie schlecht nehmen sich in der ungeheuren Natur Tyrols, zwischen himmelhohen Felswänden, von denen die Wasser herabstürzen, zwischen Bergen mit silberglänzenden Häuptern, die

einen Gürtel tragen von rauschenden Fichten und zu deren Füßen die wilden Waldströme dahinbrausen — wie schlecht nehmen sich da diese Mauthanstalten aus, wie doppelt verdrüßlich wird Einem das Pässevisiren und Visitiren, das kleinliche Fragen und Suchen. Besonders nach Büchern wurde geforscht; denn vor Allem soll kein guter Geist nach Oestreich. Darüber fällt mir ein, daß ohnlängst ein in Dresden von einem Zahnarzt Schulz herausgekommenes Buch, das der leidenden Menschheit von allem Zahnweh helfen sollte, blos des Namens wegen ohne Weiteres in Oestreich verboten ward.

Das Tyrolervolk wurde bis jetzt nicht durch allzuviel Reisende verdorben. Es macht aus seinen Naturschönheiten noch keinen Nahrungszweig, aus seinen silbernen Quellen noch keine Silberquellen. Wie anders in Italien, wo überall Bettlerhände dem Reisenden sich entgegenstrecken und wo nach den schönen kräftigen Tyrolergestalten, besonders in Verona, zahlreiche Krüppel uns auf-

fielen. Schlanke Cedern und Cypressen sahen wir dort, Kirchen, Gemälde, Monumente und Alterthümer — doch was ist das Alles gegen die aus den Wellen emporsteigende Meeresbraut Venedig, selbst in ihrer jetzigen, so manchen Reizes beraubten Gestalt!

Aber da, nachdem uns unser listiger lustiger Vetturin verlassen, fing unser Unstern an. Der Banquier zahlte nicht auf unsern Creditbrief, wir mußten die Reise nach Triest aufgebend, schnell umkehren; der mitgenommene Cypernwein floß auf der ersten Station aus dem Wagen und außer einigen Goldorangen und Paradiesäpfeln von den paradiesischen Ufern des Gardasees, brachten wir nur eine Flasche stinkend gewordenes Meerwasser zum Wahrzeichen nach Hause, daß in diesem Kaiserreiche selbst kein Salz helfe gegen das Faulwerden. Vielleicht war es gut, daß wir so bald wieder aus Oestreich wegkamen. Denn dort wird es für das beste gehalten, wenn gar nichts passirt; und da sie Dich doch einmal hatten ein-

passiren lassen, wäre es ihnen vielleicht bald zu viel gewesen, Dich auch wieder auspassiren zu lassen.

Wie gern erinnere ich mich unsers Aufenthalts in Stuttgart. Doch zuvor eine Geschichte. Auf einer Reise — vor etwa zwölf Jahren — mit meinen Eltern und unserm verehrten Freunde Höpfner, fanden wir im Murgthal, in Fohrbach einkehrend, zwei Herrn. Mit dem einen, der frisch und kräftig aussah, ließ sich mein Vater, ihn für einen Landwirth haltend, nach seiner mittheilsamen Art in ein Gespräch ein über Feldbau, Viehzucht und dgl. Unser Freund hatte sich an den anderen Herrn, einen Entomologen, gewendet, der zufällig den vermeintlichen Oekonomen mit seinem Namen Uhland anredete. Wie ein Blitz durchzuckte mich's: es war der gefeierte Dichter! Wir eilten auf ihn zu, ihm unsere Huldigungen darzubringen. Der gute Vater wurde noch oft wegen seines Mißgriffs geneckt.

Wir kamen zur Zeit der Weinlese nach Stutt-

gart, durchstreiften in den schönen Herbsttagen die angenehme Gegend und der Winter führte uns Freunde zu. Welche geistige Lebendigkeit, welch' reger Sinn für alles Gute und Große war damals in den wackeren jungen Männern: Mebold, Rödinger, Tafel, den liebenswürdigen Frauen Schott, Diebold, Sigel! Kaum gefunden, mußten wir sie wieder verlassen.

Als der Ausweisungsbefehl kam, war gerade der erste polnische Flüchtling, der nach Stuttgart kam, bei uns zu Tisch mit mehreren Freunden. Er konnte da gleich sehen, wie man in Deutschland auch würtembergische Verbannte zu machen weiß. Doch welche Kleinigkeit war diese unsere Verbannung gegen die der armen Polen! — Wo war damals ein Herz, das nicht ihre Leiden mitgefühlt hätte, nachdem es mit der lebhaftesten Sympathie seiner Erhebung, mit der gespanntesten Erwartung dem Ausgang seines Kampfes gefolgt war? — Daß bei den Polen auch manche Schwächen zu Tage kamen, thut ihnen, die für

eine große Idee stritten, als Helden keinen Eintrag.

Also es kam, obwohl unsere Freunde versicherten es dürfe nicht dazu kommen, doch zur Ausweisung. Vater Schott schrieb damals in mein Album:

„Der Freiheit Sonne steigt herauf —
Ein Gott ist's der die Sonne lenket
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

Wenn diese Sonne scheint, dann wird auch in Würtemberg kein Deutscher mehr als fremd ausgewiesen werden.

Stuttgart, 5. März 1832."

Und jetzt, zwei Jahre nachher, sind wir genöthigt deutsche Verbannte zu werden. Um nicht länger eingezogen zu sein, mußt Du Dich selbst ausweisen und ich, Dein Schatten, folge Dir.

Die Sonne der Freiheit geht nicht alle Tage auf. Ihr Lauf ist, wenn auch unaufhaltsam, doch langsam und zögernd. Sie braucht Jahre, viel-

leicht Jahrzehnte, bis aus ihrer Morgenröthe der volle Tag bricht.

So laß uns denn ihr entgegen, unsern Wanderstab weiter setzen und nicht müde werden. Nehmen wir doch, wohin wir auch gehen, das mit wofür wir leben; und nehmen mit uns das Andenken an Freunde und Gleichgesinnte.

Gute Nacht mein theuerster treuester Freund!

XIV.

Wie hell und freundlich, meine Theuerste, hat mir Deine Liebe in meinen Kerker gestrahlt! Aber die liebste von All' Deinen Gaben bist Du selbst, ob Du gleich nur der Schatten von Dir selbst bist. Und doch werde ich Dich nicht in die Tasche stecken, sobald ich mich von hier emancipire. Wozu noch die Copie, wenn ich erst wieder das Original habe? Nein, wir wollen Dein Bildniß dieser geheimen politischen Justiz hinterlassen, die ja doch nach Schatten jagt. Sie werden Dich

dann ad acta registriren, oder was sie sonst mit Dir anfangen; und wir haben die Genugthuung, daß wir noch aus der Ferne einen Schatten auf sie werfen. Dein Abriß und meine Adelaide sollen in Babenhausen bleiben; der Katze mögen sie die Schelle anhängen, und ihre Weisheit ausklingeln lassen.

Deine sorglichen Anordnungen für angenehme Ueberraschung wurden pünktlich befolgt, denn auch meinen Aufsehern machte es Freude, mir Freude zu machen. Sie haben erst vor dem Zimmer alle Wachskerzchen heimlich und sachte angezündet, ehe sie dem Lichtmeere die Thüre des Gefängnisses öffneten. Christbaum und Freiheitsbaum — eine sinnvolle Verbindung. Die Pfaffen haben vom großen Christbaum Zweig nach Zweig abgerissen, und ihn zu Bäumchen verschnitten mit Wachskerzchen und Naschwerk für junge und alte Kinder, und zumal für sich selbst. Aber auch der Baum der Freiheit hat noch keine Wurzel und trug keine Frucht, als bittere holzige Tann=

äpfel, woran seine Verehrer eine Zeitlang kauten, um sie wieder von sich zu speien. Damit er die rechten Früchte bringe, muß er zugleich zum Christbaum werden und, überall hin sich verzweigend, seine lebendige Wurzel treiben im tragenden nährenden Boden der Religion der Liebe. Die Liebe ist die Praxis der Freiheit. Alle Revolutionen aber, alle Emeuten und Krawalle haben uns noch nicht über die graue Theorie hinausgebracht. Auf allem Treiben des Zeitgeistes mit seiner rastlosen Bewegung, mit seiner fieberhaften Unruhe, ruht noch der Fluch der Selbstsucht: und wie stark sich schon dieser langsam Genesende geberde, er leidet lange noch und schwer an der Impotenz der Lieblosigkeit.

Alles liberale und radicale und demokratische und sonstige Treiben bleibt eitel Pfuscherei, so lange die sogenannten Vorkämpfer der Volksrechte in Eigendünkel und Eigenwillen jämmerlich zerfahren sind; so lange es die Volksmassen noch nicht fühlen und wissen, daß sie den höchsten aller hohen

Willen eines Gottes der Liebe selbst erfüllen, indem sie ihr menschliches Recht und ihre Freiheit von großen und kleinen Räubern zurückfordern; so lange noch die Begeisterung für die Freiheit keine religiöse geworden ist. Aber in Mitte des verwirrenden Geschreis hartnäckiger und heuchlerischer Feinde, so wie unbesonnener und täppischer Freunde, wird es endlich das Volk inne werden, daß die Sache der Freiheit und der Religion der Liebe nur eine und dieselbe ist. Bis dahin mögen sich die Theologen aus ihren separaten Christbäumchen, und die Schulphilosophen aus ihren separaten Freiheitsbäumchen immerhin ihre Prügel schneiden, und die Einen auf die Anderen losschlagen. Da geht auf beiden Seiten kein Schlag verloren; und im Uebrigen verschlägt dieses Schlagen nicht viel.

Mit dem Treiben im Jahr 1832 war's auch noch nicht besonders weit her. Zwar waren damals vor allen großen Mäulern die Schleußen aufgezogen, und der Liberalismus spritzte auf gut Glück

nach allen Richtungen umher. Ganz Deutschland schien ein Touchebad zu nehmen, stark genug, um alle Narren zu heilen. Allein die sämmtlichen verantwortlichen Herren Minister duckten einstweilen unter des durchlauchtigen deutschen Bundes schützende Privilegien. Sie machten sich in aller Stille die Ordonnanzen von 1832 und nachträglich die wiener Conferenzbeschlüsse zurecht; wischten sich damit den Angstschweiß von der Stirne; traten ganz trocken vor die Vertreter der deutschen Völklein hin und sprachen: „Liebe und Getreue! Schaut uns nur so verwundert an, als Ihr wollt. Da sind wir wieder, wie wir waren: so ungewaschen als zuvor.“

Das Jahr 1832 war die eigentliche Blüthezeit des silbernen Becher-Enthusiasmus, der mundaufsperrenden patriotischen Toaste, der Volksfeste und Festreden. Wir hatten dergleichen in der Nähe zu Weinheim, Hambach und Wilhelmsbad; und ich habe auch mitgemacht. In Weinheim feierten wir das specielle Fest der eben jung aber

nicht sehr alt gewordenen badischen Preßfreiheit. Die Arme starb sogleich wieder an ihren Aerzten, am Frankfurter Bundestag, der ihr so heftig den Puls fühlte, daß sie ihm unter den Händen verendet ist. Aber damals stellte sie sich noch lebendig. Wir tranken ihr also zu und ließen sie hoch leben. Das that sie auch, aber so hoch, daß wir bald nichts mehr von ihr zu sehen bekamen. Sie ist als abgeschiedene Seele in den nebelblauen Himmel mitten unter die allerhöchsten deutschen Seligkeiten gepflogen, die ihr schon vorangestorben sind. Denn die gehimmelten deutschen Potentaten müssen sich seitdem die badische Preßfreiheit gefallen lassen: denen ist platterdings nicht mehr zu helfen, da es der hohe Bundestag einmal versehen hat, daß er es so weit kommen ließ. Dort oben schwebt nun der großherzoglich badische Engel über dem deutschen politischen Horizont, und lächelt sanft und selig herab, wenn er nicht gar laut lacht über diejenigen, die ihn gemacht haben. Und wir hatten dieses Fest zu Weinheim gerade

am ersten April begangen; wir hätten es eben so gut am 18. Oktober begehen können. Das Alles geschah nach dem Falle von Warschau, und als sich in Frankreich das Justemilieu zwar zwischen zwei Stühle gesetzt hatte, aber doch saß und zwar vorläufig fest genug.

Unter den s. g. deutschen Patrioten von 1832 waren viele wackere, dauerhafte Männer. Aber doch schleppte sich auch ein großer Haufe von Eitelkeiten zusammen; und manche schmutzige Köche kochten mit am heißen liberalen Brei, um den Andere, wie hungrig sie thaten, doch nur vorsichtig umherschlichen. Indessen kamen in der Gährung der Ansichten und Interessen mancherlei Parteischattirungen deutlicher und massenhafter zum Vorschein. Mit steifen Gliedern in hochaufgeknöpften Gamaschen, mit Zöpfen, um die das Berliner Wochenblatt gewickelt war — zeigten sich in geschlossenen Reihen die versteinerten Anhänger der absoluten, oder auch der s. g. ständischen Monarchie. Am liebsten wäre ihnen die

allerreinste chinesische Monarchie gewesen, wo der ursprüngliche Stock noch nicht jene romantischen Zacken und Knorren angesetzt hat, die ihn zum eigentlichen Zepter qualifiziren, sondern noch als simples Bambusrohr in alter patriarchalischer Weise agirt und reagirt. Doch zur Noth ließen sie sich wohl auch einige Knorren gefallen. Sie getrauten sich ihrer viel belobten Monarchie ein ewiges irdisches Leben zu assekuriren, denn sie machten den wunderlichen Schluß: weil die Alte schon so alt geworden ist, hat sie die beste Aussicht, von jetzt an um so länger zu leben.

Dann kamen die Constitutionellen und gelind leidenschaftlichen Liebhaber der „mit so viel Uebereilung gestifteten gemischten Verfassungen," oder der s. g. repräsentativen Monarchie, die zwar nur die alte absolute ist, aber sich doch bräutlich aufgeputzt und jugendlich geschminkt hat. Sie hielten also dafür, das Volk müsse es mit ihr machen, wie in manchen Städten die Handwerksgesellen, welche alte Meisterswitwen auf Specu=

lation heirathen, um dadurch selbst Meister zu werden.

Ferner rückte eine Schaar heran, in der jeder Einzelne einen Lärm für Zehn machte. Das waren die jungen hitzigen Republikaner, die sich zumal von der „deutschen Tribüne" vordenken ließen.

Aber es gab auch Republikaner der allmäligen Reform, Demokraten auf unbestimmten Termin, die es mit offenen Armen und vorgestrecktem Hals in Gemüthsruhe abwarten wollten, bis ihnen die Freiheitsbraut in die Arme und um den Hals falle. Diese meinten: wie kuriose Liebhaber einigen steinernen Heiligen, so hätten die brünstigen Verehrer der Monarchie eben dieser Monarchie die Füße weggeküßt, daß sie sich schwerlich noch lange auf den Beinen halte. Darum habe sie sich einstweilen, zur Fristung ihrer letzten Tage, durch das Repräsentativsystem in den Ruhestand der monarchischen Unverantwortlichkeit und in den Civillisten-Pensionsstand versetzen lassen. Aber

man brauche nur gewähren zu lassen, und sie werde an einem schönen Morgen über den Haufen fallen. Oder sie sagten: „Alle Potentaten der Welt seien genau genommen blose Schneemänner, die sich die Völker zusammengeballt hätten, als sie noch dumme Jungen gewesen. Da hätten sie ihnen das Maul so groß und den Bauch so dick gemacht, daß sie sich endlich selbst vor ihnen gefürchtet hätten. Komme aber der schon oft besagte Völkerfrühling mit seiner Wärme und heiterem Sonnenlicht, so würden sich die Männer schon selbst als Wasser ablassen." Dabei war nur der Umstand bedenklich, daß noch vorläufig diese Schneemänner einen so erstaunlich gesegneten Appetit haben. Oder sie behaupteten: „Die Last der Kronen werde immer schwerer, so daß endlich schon vom vielen Sitzen und Geruhen alle Throne durchgesessen und in chaises persées verwandelt werden müßten. Das möge man abwarten. Dann würden die Potentaten von selbst heruntersteigen, denn keiner werde doch auf einem

solchen Stuhl länger sitzen bleiben wollen, als es der Anstand erlaube und das sei ja nicht lange." Und solche dumme Meinungen mehr!

Die s. g. Partei der Bewegung im Jahr 1832 hatte einen zehnfach, einen hundertfach größeren Umfang als etwa in den Jahren 1818 und 1819, da nur ein kleiner Theil der gebildeteren Jugend bis zu demokratischen Ansichten und Gelüsten gekommen war. Weil sich aber die Aufregung über eine viel größere Masse ausdehnte, mußte sich freilich auch viel Frivolität und manches unreine Element einmischen. Von jenem tieferen sittlichen Ernst, wie er sich trotz allen Auswüchsen und Verzerrungen bei der schwärmenden Jugend früherer Jahre zeigte, waren wohl Einzelne durchdrungen, ohne doch der Bewegung im Ganzen diesen Charakter aufprägen zu können. Der deutsche Liberalismus hatte noch weniger Kopf und Herz, als sehr viel Gurgel zum Trinken und Schreien. Es gab so Manchen, der nur betrunken von Freiheitsliebe trunken war; und es

war mitunter nicht die leichteste Aufgabe für einen ehrlichen Kerl, die eigene Partei zu ertragen und ihr dennoch treu zu bleiben, da sie doch in der Hauptsache und darin recht hatte, daß sie vom höchsten Orts anbefohlenen Stillstande nichts mehr wissen wollte. Damals waren jene sogenannten Majestätsbeleidigungen, wovon Polizei und Justiz nur den kleinsten Theil herausfischten, um sie durch sorgfältiges Protocolliren der Vergessenheit zu entziehen, zur täglichen Unterhaltung geworden, womit der Bürger seine Suppe schmelzte und der Bauer seine Kartoffeln salzte. Und statt jener ernsten, feierlichen, mitunter etwas pathetisch verschrobenen Freiheitslieder von 1819, hörte man jetzt in allen Gassen und Wirthshäusern das Lied trällern: „Fürsten zum Land hinaus!“

Indessen ist noch kein Fürst zum Land hinausgesungen worden. Das geschah auch damals nicht. Sondern die meisten Demokraten — sie haben es wenigstens oft genug selbst gesagt, daß sie es seien — verliefen sich wieder; und wurden sie

nicht in irgend einem Gefängnisse bis auf Weiteres aufgehoben, so wußte man kaum, wohin sie gekommen. Aber doch sind sie einmal dagewesen und zwar in nicht geringer Menge. Das ist schon merkwürdig genug, und könnte den Gewalthabern und ihren Verrathgebern zur Lehre und Warnung dienen. Wo die Ehrfurcht vor der Majestät aufhört — und dies war 1832 schon ziemlich der Fall — da fängt sehr bald die Furcht der Majestät an. Die Hunderte von Republikanern waren doch schon zu Tausenden und Zehntausenden geworden; sie könnten unter Umständen zu Hunderttausenden werden und — viel Hunde sind der Hasen Tod.

Für meine Person gehörte ich eigentlich nie zu den fürstenfresserisch reißenden Thieren. Lieber Salz zum Brod, als Menschenfleisch mit Hautgout! Auch gehöre ich nicht zu jenen verwunderlichen Republikanern, die sich einbilden, wenn ihnen eine passabel gute Gabe von oben geboten wird, daß sie im pflichtschuldigen Zorn sogleich

die Hand zur Faust ballen müßten, damit ja nichts hineingeht. Bewahre! Es ist auch im Geisteskampfe, wie im Kriege. Räumen mir die weichenden Gegner noch so wenig Boden ein, so wäre ich doch ein Thor, wenn ich ihn nicht sogleich in Besitz nähme, sobald ich die eigene Position auch nur um ein Geringes verbessere. Der spätere vollständige Sieg wird dann um so leichter.

Als guter Christ halte ich jedoch dafür, daß alles Irdische eitel und vergänglich ist; sogar die Monarchie; daß sich der fortschreitende Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit mit einseitiger Preßfreiheit in keine ein für alle Mal bestimmte Form pressen läßt, auch nicht in die monarchische, und daß jedes So oder So doch nur ein Soso ist; daß eben diese Form, diese Gestalt unter den wechselnden Gestalten, diese Erscheinung unter den flüchtigen Erscheinungen des Völkerlebens, eine Zeit des Entstehens gehabt hat und eine Zeit des Vergehens haben wird; daß man darum stets an's Umschmelzen denken sollte, damit es nicht

urplötzlich zum Umbrechen komme. Wie wir nun jetzt schon beten und singen:

„Gott ist der Herr und keiner mehr“ —

so stelle ich mir wohl vor, daß eine Zeit kommt, wo die Monarchie als Blasphemie gilt, und wo sich in den Irrenhäusern nur noch sehr wenige Exemplare finden, die von der fixen Idee eines extragöttlichen Rechts irgend einer besonderen Menschensorte geheilt werden müssen.

So kann's bald kommen, wie auch die Geschichte in den ersten Jahren nach 1830 deutlich genug gezeigt hat, wenn man es danach macht; und wenn wieder einmal die äußeren Verhältnisse danach sind, die man nicht macht und nicht machen kann. Aber freilich kann es auch noch lange halten, zumal in unserm Deutschland. Denn dieses Deutschland ist wie ein Dampfschiff, das hohen Druck braucht, um von der Stelle zu kommen; und dem es vielleicht nicht schaden könnte, wenn es einmal mit Rußland und Frankreich

zugleich zu schaffen hätte. Es kann um so länger halten, wenn sich die Regierungen leidlich gut aufführen. Und sollten sie es gar noch dahin bringen, die Wahrheit in Ernst und Scherz ertragen zu lernen, so werden sie selbst um so erträglicher bleiben. „Wo nicht, nicht" — sprechen zwar nicht die neuen deutschen, aber sprachen doch die alten arragonischen Stände; und so spricht noch jetzt die Weltgeschichte.

Vorläufig sollten übrigens die wahren Freunde der Monarchie ja nicht so wichtig thun mit ihren Fürsten; sie sollten nicht soviel davon schwatzen, wie ersprießlich es für alle Unterthanenaugen sei, wenn nur die Throne gehörig glänzen. Das thut alles faule Holz im Dunkel und dunkel ist es noch. Laßt erst Licht werden, dann wollen wir sehen, was noch glänzt. Auch sollten sie den Monarchen, um diese in christlicher Demuth zu erhalten, jeden Tag zurufen: „Probirt es nur und sterbt einmal ꝛc." und sie immer von neuem versichern, daß sie nichts weniger als unentbehrlich sind. Die

Monarchen gäben sich dann um so größere Mühe, dem Volke zu zeigen, daß sie vielleicht noch nicht ganz entbehrlich geworden seien; und das wäre ja ihr klarer Vortheil. Kurz, die wirklichen, wahren und einzigen Fürstenfeinde bleiben für alle Zeit Diejenigen, welche die Potentaten glauben machen wollen, daß ihnen durch Gottes Gnade die Throne angewachsen sind.

Zu diesen Fürstenfeinden zähle ich mich nicht; und das Ueber-Zwanzigbogenbuch, das ich 1832 herausgab: „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation," war also genau genommen sehr loyal und legal. Es war in Stuttgart erschienen. Aber als einer meiner Bekannten gefragt wurde, wo die Niederlage von „Deutschlands Einheit" sei, antwortete er dennoch ganz richtig: „Zu Frankfurt am Main." Das Eine und Alles, was Noth thue — so meinte ich — sei kein mathematischer Einheitspunkt ohne Länge, Breite und Dicke; sondern ein wirklicher und wahrhaftiger, aus dem Volksleben selbst sich fort und fort bil-

dender Sammelpunkt des viel besagten „ureigenen Geistes der deutschen Nation," der Fleisch vom Fleische und Geist vom Geiste des Volks sei. Das Buch ist einmal geschrieben und es ist mir nun gleichgültig, was die Leute davon halten. Man muß schon sehr dumm sein, um ganz verstanden zu werden. Aber es steckte wenigstens ein fertig gedachter organisatorischer Gedanke darin, der an Bestehendes anknüpfend das Einzelne und Zerstreute zu einem Ganzen verband.

Diese Schrift handelt nicht blos vom Mährchen eines s. g. deutschen Bundesstaatsrechts. Du findest auch darin unter Anderem ein ziemlich ausführliches Kapitel über die materiellen Interessen, wo nebenbei von den Thoren die Rede ist, die — unbekümmert um das Bischen Staat und Politik, um Verfassungen, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und dergleichen — sich dennoch getrauen, das Hauptübel dieser Zeit, den auch in Deutschland immer greller hervortretenden Zwiespalt zwischen Reichen und Armen, leichtweg zu

heilen. Bei dieser Gelegenheit wird besonders darauf hingewiesen, wie der deutsche Gewerbfleiß zumal dem Uebergewicht der brittischen Industrie erliegen müsse, wenn ihm nicht eine Nationalmauth zu Hülfe komme, welche doch unter den bestehenden politischen Verhältnissen überhaupt nicht und am wenigsten in ausreichender Weise und Dauer zu erlangen sei. Zugleich wird jedoch hervorgehoben, wie selbst eine solche Mauth nur ein Palliativmittel ist, um das grellste und gröbste ökonomische Mißverhältniß von Nation zu Nation zu beseitigen. Man dürfe sich also in der preußischen Zollvereinsseligkeit ja nicht einfallen lassen, damit auch das innere Uebel dauernd zu heben, das, auf der ungleichen Vertheilung des Vermögens beruhend, den armen Arbeiter zum Sklaven der reichen Capitalisten und Arbeitsunternehmer mache; wie ja in „Großbritanien und Frankreich, aber auch schon in einem Theile Deutschlands die Noth und Sklaverei der Arbeiter zu einem fast unerträglichen

Grade gestiegen sei, welcher die bestehende Ordnung in diesen Staaten wiederholt und in immer höherem Maße gefährde." Hier könne „nur eine Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung wesentlich helfen, welche allmälig eine gleichmäßigere Vertheilung des Vermögens herbeiführe. Namentlich solle man, statt der herkömmlichen Vermiethung der Arbeit zu bestimmten Preisen, den Abschluß eigentlicher Societätsverträge gesetzlich begünstigen, wonach auch der Arbeiter seinen verhältnißmäßigen Antheil an dem aus dem ganzen Unternehmen entspringenden Gewinn zu beziehen habe. Und wie im Gebiete der Industrie, so müsse auf dem der Landwirthschaft, um ihrer heillosen fortwährenden Zersplitterung zu begegnen, das Prinzip der Association menschlicher Kräfte und sächlichen Vermögens, zur Bewirthschaftung größerer Strecken nach gemeinsamem Plane, angewendet werden. Aber die Möglichkeit solcher Associationen setze selbst wieder eine Verständigung unter Mehreren voraus und sei also bedingt

durch ein Fortschreiten der Intelligenz, das alle Betheiligten den Nutzen der Vereinigung erkennen lasse und alle Vorurtheile aus dem Wege räume, die sich einer solchen gemeinsamen Wirksamkeit entgegenstellen. Von dieser höheren Einsicht sei die größere Menge unsers Landvolks noch weit entfernt; und so sehe man zwar auf diesem Wege die Möglichkeit einer Hülfe voraus, ohne jedoch eine Beseitigung der Noth, die immer drückender auf der wachsenden Menge der kleineren Grundeigenthümer laste, in der Kürze erwarten zu dürfen."

Um jene Zeit war in Deutschland vom System Fourier's kaum noch etwas Anderes, als einige seiner grellsten Lächerlichkeiten und Extravaganzen bekannt geworden. Nicht besser war es mit den Lehren von Owen und St. Simon. Darüber bemerkte ich: „Es braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß mit diesen (vorhergehenden) Bemerkungen nicht gerade die Grundsätze eines Owen in Großbritannien oder der

St. Simonianer in Frankreich gerechtfertigt werden sollen; wiewohl nicht zu verkennen ist, daß ungeachtet der tausendfachen Irrthümer, Verkehrtheiten und Ungereimtheiten, die man dem St. Simonismus mit Recht zum Vorwurf macht, eine tief gefühlte Wahrheit und ein sehr dringendes Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft dieser neuen Lehre zu Grunde liegt." Also war doch schon zu Anfang 1832 auch in Deutschland von Dingen die Rede, um die man sich nach Jahren noch weit mehr wird kümmern müssen.

So stark war die Erschütterung vom Jahr 1830 her, und so hoch gingen noch einige Jahre später die Wellen, daß sie in die sogenannten Volkskammern eine ansehnliche Portion Liberalismus hineinspülten. Nur bis zu den ersten Kammern, bis zur bel étage der constitutionellen Staatsgebäude, sind die Wellen nicht gestiegen: die ersten Kammern sind alle Zeit sehr trocken geblieben. Um so mehr gutmüthiges Vertrauen

hatte man auf die gewählten Abgeordneten, das auch noch bei mir, wie z. B. in der Flugschrift: „Was darf das deutsche Volk von seinen Landständen erwarten?" — zum Ausbruch gekommen ist. Und warum sollte es nicht? Sahen wir ja auch im hessischen Staate in den Reihen der Vertreter bewährte, tüchtige Männer, einen Höpfner und Jaup, einen Hallwachs und von Gagern, und viele Andere von gutem Korn. Dann war der Ernst Emil Hoffmann da, mit seiner rastlosen Thätigkeit und seinem guten praktischen Instinkt, der sich und dem hessischen Ministerium mit landständischen Motionen viel Motion machte, so daß es weidlich zu schwitzen anfing, und daß Manches transspirirte, was es nicht wollte transspiriren lassen. Hoffmann ist der darmstädtische Laffitte, der aber noch keinen hessischen Minister auf das darmstädtische Ham, auf dieses Schloß Babenhausen gebracht hat. Dagegen hat er's sich nicht wenig Geld kosten lassen, um ein exemplarisch freisinniges Ministerium an die Spitze zu

bringen. Aber so etwas ist gar nicht mit Geld zu bezahlen! Die Stände in Hessen, gleich denen in den anderen constitutionellen Bundesstaaten, machten ihre Exercitien; und nachdem sie geraume Zeit verbraucht hatten, um vor den hohen Herrschaften das Gewehr präsentiren zu lernen, fingen sie an im Feuer zu exerciren, mit blinden Patronen. Dann sagte das Ministerium: „Nun ist's endlich genug mit dem Knallen" — und gab den Leuten großen Urlaub. Und so ist auch das Großherzogthum Hessen der Punkt des Archimedes nicht geworden, von dem aus das deutsche Vaterland auf eine höhere Stufe hätte gehoben werden können. Darf man sich darüber wundern? Stelle den allergrößten Staatskünstler an einen solchen kleinen Bachkiesel von deutschem Bundesstaat, und er wird Dir keinen belvederischen Apollo herausmeißeln.

Das Vorwort zu „Deutschlands Einheit" ist vom 5. Juni 1832. Als thatsächlicher und höchst nothwendiger Commentar dazu, erschienen am

28. Juni die bekannten Bundestagsordonnanzen. Bei den deutschen Liberalen kam es nun zu einigen patriotischen Zusammenkünften, wobei mitunter gut gegessen und getrunken wurde und viel davon die Rede war, was nun zu thun sei. Auch wurden einige Flugschriften, populäre und nicht populäre, zur Belehrung des deutschen Volks über sein „gutes Recht" publicirt; und nicht wenige Rechtsverwahrungen, Protestationen und Proclamationen, zum Theil im höchsten Styl abgefaßt, wurden vom Stapel gelassen. Und man sprach in sehr aufregender Weise zur großen deutschen Nation etwa, wie folgt: „Trampelthier, sei nun endlich ein Löwe! Erkenne dich in deiner Kraft und Größe, habe nur ein klein wenig Selbstbewußtsein. Schüttle deine Mähnen, recke deine Tatzen aus, rüste dich zum mächtigen Sprunge gegen deinen Feind, der dich mit immer neuen Lasten zu Boden drückt." Bei solchen Anreden stutzte das Trampelthier ein wenig und wollte es ruhig abwarten, ob etwa der Löwe aus ihm her=

ausspringe. Aber Der blieb ihm in der Haut stecken, und also trampelte es seines Schrittes weiter, wenig darum bekümmert, ob ihm einige Bundesbeschlüsse mehr oder minder zwischen die Höcker gepackt wurden. Die Aeffchen, die ihm auf dem Rücken tanzten, machten wieder vergnügte Gesichter, da sie es im gewohnten Gange sahen. Aber die großen Redner legten sich im Zorn schlafen und träumten von einer Freiheitsschlacht, von einem neuen Deutschland, und provisorisch von einer provisorischen Regierung. Und da wir Deutschen nun doch einmal ein praktisches Volk sind, besonders im Traume, so träumten sie wohl auch davon, daß man diejenigen Professoren des Staatsrechts, die auf den Universitäten die meisten Zuhörer langweilen, zu großen Staatsmännern machen könne; und diejenigen Poeten, die passable Freiheitslieder von sich gegeben, zu Generalfeldmarschällen, und daß dann Alles vortrefflich gehen werde. Aber es wurde nichts daraus!

Eine kleine Zahl jüngerer Männer und Jüng-

linge wollte es nicht bei den geschriebenen Protestationen bewenden lassen, sondern hielt sich ermächtigt und verpflichtet, mit den Waffen in der Hand Berufung an das deutsche Volk einzulegen. Die Warnung derjenigen, welche nach längerer Erfahrung die Stimmung dieses Volkes richtiger zu schätzen meinten, welche darauf hinwiesen, daß nicht blos in Deutschland, sondern auch in den meisten anderen Ländern Europas die eigentliche Massenbewegung schon lange ihre Spitze erreicht habe und seit dem Falle von Warschau wieder sichtbar rückläufig geworden sei — wurde nicht beachtet. Sie blieben endlich ganz ausgeschlossen aus dem Rathe, der über das Unternehmen gepflogen wurde.

Das Frankfurter Attentat zerplatzte, aber nicht ohne einen langen Schweif von gerichtlicher und polizeilicher Quälerei zurückzulassen, von Inquisition, Centralcommission und sonstigen reactionären Maßregeln. Die meisten der früher so lauten Stimmen verstummten freiwillig oder wurden stumm

gemacht. Mit einem Freunde versuchte ich noch einmal die Herausgabe eines populären Blatts „der deutsche Volksbote.“ Je mehr es Beifall fand, um so mehr stellten ihm Censur und Preßpolizei nach, diese patentirten Wegelagerer und Gedankenraubritter, die, je mehr sie stehlen, um so ärmer nnd armseliger sind; diese zum geistigen Kindermord legitimirten Nachfolger des Königs Herodes, die unbarmherzig morden müssen, damit sie jeden Gedanken, der zum Heiland werden könnte, ja nicht verfehlen. Als nun zur angeblichen „Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit“ gar noch ein hochpreißliches Ministerium den beiden genannten Wegelagerern, Strauchdieben und Vagabunden im Reiche des Geistes zu Hülfe gekommen war, machten sie nach wenigen Monaten dem guten „Volksboten“ völlig den Garaus.

Der Bote hatte nur noch Zeit, sein Testament zu machen, wobei ich ihn auf zwanzig Druckbogen zu Protokoll nahm. „Das Testament des deutschen Volksboten. Ein Buch für Bürger, Bauern

und Andere, die es lesen wollen. Offenbach 1833," hieß nebenbei: „Scherz und Ernst zur Lust und Lehre in einer trüben Zeit." Und das war es auch. Es war etwas von jenem bittersüßen Humor darin, der unter Thränen lacht und in Liebe die Fäuste ballt. Aber darauf verstehen sich die geheime Justiz, die gestrenge Polizei und viele Andere am allerwenigsten.

Nebenbei hatte ich unter kurfürstlich hessischer Censur, die noch von den „Krawallen" her etwas vernünftig geblieben war, eine kleine populäre Flugschrift über Bürgergarden und Volksbewaffnung herausgegeben. Darin war klärlich dargethan, daß im Grund genommen die s. g. gemeinen Soldaten, Unteroffiziere und Subalternoffiziere der stehenden Heere die allergeplagtesten aller Unterthanen sind; daß man in freien Staaten mit zahlreichen Volksheeren eine viel größere Menge tüchtiger militärischer Führer brauche; daß man es von anderen Staatsbeamten etwa noch begreifen könne, wenn sie der guten Sache der Freiheit

abhold seien; daß aber die Soldaten, die mit den Freiheitsfeinden in ein Horn blasen, die sich wohl gar zu Mördern ihrer Mitbürger brauchen lassen, zum Ueberflusse auch so *einfältig* seien, um sich *nicht einmal* auf ihren eigenen Vortheil zu verstehen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir nachträglich aus früheren Jahren noch etwas erzählen. Schon 1819 hatte ich etwas Aehnliches über Soldatenwesen geschrieben. Aber der Drucker hatte Angst bekommen, das Manuskript vernichtet und später zum Beweis seiner loyalen Gesinnung im Verhör ausgesagt, *daß* er dieß gethan habe. Daher kam es, daß ich gar noch über diese nicht gedruckte „Druckschrift" von angeblich „gesetzwidrigem Inhalte" vernommen wurde. Nach meiner Freisprechung im Jahr 1820 hatte ich eine Audienz beim Großherzog *Ludwig* I. Er erklärte mir rund heraus: „Es sei ihm *sehr lieb*, daß mich das Kriegsgericht freigesprochen habe; denn hätte es sich zufällig für's Todschießen ent-

schieden, so hätte er — so leid es ihm gethan — das Urtheil bestätigen müssen." Und doch stand ihm verfassungsmäßig das Begnadigungsrecht zu! Aber er mochte wissen, wie es mit den s. g. Souveränetätsrechten der kleinen Fürsten beschaffen sei. Er hielt wohl dafür, daß er mit dem besten Willen seinen kranken Mitpotentaten jenes probate Häusmittelchen nicht hätte entziehen dürfen; denn es ist ja bekannt, daß Leute, welche die fallende Sucht haben, von Hinrichtungen zu profitiren und sich mit warmem Menschenblut zu heilen suchen. Dann kam der Großherzog auf jenes Manuscript zu reden und wollte Näheres darüber wissen. „Mir" — sprach er — „können Sie es sagen." Und er war ein so braver ehrlicher Mann, daß ich ihm wirklich beiläufig sagte, was ich selbst noch davon wußte. Aber es mochte ihm doch etwas bedenklich scheinen, wenn die Bajonnete allzu intelligent würden; denn er meinte, wäre das Manuskript gedruckt worden, so hätte „das ein großes Unglück geben können."

Ach über dieses unglückliche „Unglück,“ das von Büchern, Schriften und davon kommen soll, das man die Wahrheit, so gut man sie gerade erkannt hat, keck und offen heraussagt! Der alte Großherzog war im Grund seines Herzens der aufrichtige Freund einer freien Presse; und an ihm lag's nicht, daß uns die dumme Censur auf den Hals gekommen ist. Aber da hatten ihm doch auch die unermüdlichen Ohrenbläser etwas von möglichem „Unglück“ in die Ohren geblasen. Wir wollen's aber den Fürsten nur aufrichtig gestehen, daß es mit unserer literarischen Wirksamkeit im Guten und Schlimmen lange nicht so weit her ist, als sie sich einbilden sollen. Wir müssen vor dem Publikum nur etwas wichtig thun; das erfordert der Anstand. Allein weder Literaten, noch Diplomaten legen die Eier; sie brüten sie nicht einmal aus, sie begackern sie nur. Das Leben thut Alles und alle seine Geburten, die wieder Leben werden, sind Nothgeburten.

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
„In Unerbittlichkeit vollbringt
„Die Noth an einem großen Tage,
„Was kaum Jahrhunderten gelingt!"

Fällt man freilich über uns Publicisten und unsere Schriften mit Polizeien und Verboten her, so kommen wir zu ein wenig größerem Ansehen. Aber das könnte man ja bleiben lassen! — —

Sie haben es nicht bleiben lassen. Denn sie waren noch im Jahr 1833 gerade so gescheut, als sie es zur Zeit des Carlsbader Congresses nicht gewesen sind. Hat nichts zu sagen. Mit dem Eisensägen geht's immer besser: es rückt vor. Nur gestern Abend hätte ich's beinahe versehen. In meiner Ungeduld ging ich an die Arbeit, ehe noch mein Nachbar Adjutant zu Bette war. Er hörte das Geräusch des Sägens und da er meinte, es regne, was bei dem wolkenlosen Himmel allerdings ein eigenthümliches Phänomen gewesen wäre, so öffnete er das Fenster. Jetzt hielt ich natürlich ein. Er streckte die Hand hinaus, stellte

genaue meteorologische Beobachtungen an, schloß wieder und gab der Frau Adjutantin die auch für mich sehr tröstliche Botschaft, daß es nicht regne. Dann ging er schlafen und ich wieder an's Werk. Doch werde ich künftig vorsichtiger sein.

Bin ich erst aus dem Schlosse heraus, so nehme ich den wohl bekannten kürzesten Weg nach dem Rhein. Erst muß ich diesen deutschen Peinstrom hinter mir haben, ehe ich wieder frei athme. Bis dahin sind etwa acht Stunden. Der Weg führt mich durch die Vorstadt von Darmstadt, wohin Du Dich auch sobald als möglich begibst. Er führt dicht an jenem Rheinthor vorbei, wo ich in der langen Untersuchungshaft war. Unsere Wohnung ist dem Thore ganz nahe. Ohne daß ich in die Stadt hinein muß, kann ich mich von außen Dir bemerkbar machen: ein Feuerzeichen mit Stahl und Stein gibt Dir die Botschaft der gelungenen Befreiung. Zur größeren Sicherheit für uns Beide magst Du auf der rechten Rheinseite nach Straß=

burg reisen, und von da nach dem fünf Stunden entfernten Hochfelden. Dort finden wir unsern Neffen, der schon vor uns seine deutsche Freiheit mit dem einzigen Gelde bezahlt hat, wofür sie jetzt noch zu haben ist: mit Fersengeld.

Sehen wir uns nur wieder, ein fröhliches Wiedersehen wird es gewiß!

XIV.

Dies ist der letzte Brief, mein Theurer, den Du in Babenhausen von mir erhältst. Jetzt keinen Blick mehr zurück. Vorwärts, vorwärts sei unsere Losung!

Schon bin ich reisefertig. Da ich Dir hier nicht mehr nützlich sein kann, eile ich, auf Deinen Rath, Dir voran. Es fällt hier nicht auf, wenn ich angeblich zum Besuch nach Darmstadt gehe. Von dort aus kann ich leichter und unbemerkter

einen Wagen finden, der mich nach Heidelberg und von da weiter bringt. In Darmstadt aber erwarte ich jedenfalls noch einen Brief von Dir, der mir den Tag, oder vielmehr die Nacht Deiner Abreise bestimmt meldet. Deiner Abreise! — Ich spreche, als hättest Du schon die größten Gefahren hinter Dir. Was möchte ich Dir nicht noch Alles an's Herz legen! Dich ermahnen zur größten Vorsicht beim Heraussteigen aus dem Fenster besonders, und beim Herabgleiten. Und nachher der Graben. Wie Du über diesen kommen willst, weiß ich noch immer nicht. Und dann hinaus in die kalte finstere Nacht — wirst Du Dich da nicht verirren? Und ich muß jetzt mich von Dir entfernen! —

O, Wilhelm, Tag und Nacht bleiben meine Gedanken Dir nahe. Sie möchten Dir helfen, dich leiten, daß Dein Fuß nicht strauchle — Dich tragen, daß Du nicht stürzest — Dich führen in der dunklen Nacht — sie begleiten Dich auf allen Deinen Wegen.

Gestern traf die Nachricht von einem bedeutenden Siege Minas über die Carlisten ein. Sei uns dies eine gute Vorbedeutung. Die Sache aller Kämpfer für die Freiheit ist ja dieselbe. Der Eine verficht sie mit dem Schwerte in der Hand und stirbt für sie auf dem Schlachtfelde, der Andere dient ihr mit dem Worte und duldet um ihretwillen Gefangenschaft und Verbannung. Aber sein Auge wacht, auch entfernt von seinem Vaterlande, über dem theuren Gute, für das er in die Schranken trat.

Um aber diese Entfernung zu gewinnen, droht Dir, selbst wenn Du glücklich dem Kerker entronnen, noch immer Gefahr. Hat dagegen der Jäger die Spur des Wildes verloren, ist er auf eine falsche Fährte gerathen, so ist das Opfer gerettet. Darum wäre es vielleicht zweckmäßig, einen Brief an mich zu schreiben, dazu bestimmt, nicht in meine, sondern in die Hände Deiner Verfolger zu fallen. Darin könntest Du eine Reiseroute angeben, die Du nicht einschlägst,

könntest mich an einen Ort bestellen, wohin Du Dich nicht begibst, und diesen Brief müßtest Du, als hättest Du vergessen ihn zur Besorgung mitzunehmen, im Gefängniß zurücklassen. Hierdurch wäre auch ich vor Nachstellung gesicherter; denn gewiß wird auf mich, als auf eine sich entfernt habende Beiträgerin zur Entfernung eines entfernten Hochverräthers, gefahndet werden. Eben so gewiß glaube ich, daß über meine hiesige Wohnung, über unsere Kisten und Kasten eine Untersuchung verhängt wird — deshalb habe ich mein Haus bestellt. Was ich von Papieren nicht mitnehme, darauf hat bereits das Feuer Beschlag gelegt. Der Schreibtisch ist leer, bis auf die Conzepte zu meinen sieben Vorstellungen an ein „höchstpreisliches Kriegsministerium" und dessen abschlägige Antworten an die „Ehegattin des gewesenen Secondlieutenants Schulz." Dieses langweilige schriftliche Zwiegespräch vermache ich der Justiz. Es ist, denke ich, die beste Begründung unseres Rechtes der Selbsthülfe.

Doch auch an einen wenig kurzweiligen Zustand gewöhnt man sich. Fast thut es mir leid, dies Babenhausen zu verlassen; meine traulichen Stübchen, in denen ich, wenn auch getrennt von Dir, doch allein nur für Dich lebte, für Dich sorgte und arbeitete; wo die geheimen Briefe an Dich zu schreiben und Deine Antworten zu empfangen meine Freuden waren. — Die ländliche Idylle ist ausgespielt. Jetzt kommt ein ernstes Drama und zuletzt, so wollen wir hoffen, ein ergötzliches Lustspiel, worin die Liebenden endlich zusammen kommen.

Da liegen die Shakespearischen Lustspiele vor mir, die ich ungern zurücklasse. Wie so manchen Abend haben sie mir verkürzt, mich hinausgetragen aus meiner Einsamkeit in's volle bunte Leben! Ich wollte Allen, die irgend eine Sorge drückt, diese Lectüre empfehlen. Da jedes Wort darin gewichtig ist, so zieht das Bestreben keines davon zu verlieren die Gedanken mächtig von ihrem gewöhnlichen Kreise ab. Auf die heiterste Weise

gefesselt, fühlt man sich den Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens gegenüber neu gestärkt.

So lebt denn wohl, ihr stillen Räume, du entblätterter Nußbaum, du finsteres Schloß, das meinen Schatz birgt! Nachdem er sein eigener Schatzgräber gewesen, wird er auf der linken Rheinseite seine weitere Freiheit und mich suchen, während ich auf der rechten entfliehe. Hätte ich doch nie gedacht, daß auch uns noch einmal die Rheingränze trennen würde!

Wer wird zuerst in Hochfelden im „goldenen Schwan" anlangen? Merke Dir dies Zeichen; in ihm wohnt unser Neffe und in ihm wollen wir triumphiren. — Bei meiner Abreise von Darmstadt werde ich vorgeben, um Niemand in unser Geheimniß einweihen zu müssen, daß ich nach Babenhausen zurückkehre; daß ich Dir versprochen, dies noch vor der Neujahrsnacht zu thun, um Dir zu ihrer Feier Ingredienzien zu einem Punsch mitzubringen. Statt aber den Weg durch das Thor nach Osten einzuschlagen, werde ich ihn

durch das nach Süden nehmen und Du wirst den Jahreswechsel nicht zwischen Kerkermauern feiern müssen. Bis dahin soll Dich ein Land aufgenommen haben, in dem es kein Verbrechen ist, frei zu sein.

Lebe wohl! Gott schütze Dich!

XV.

Am 30. Dezember 1834, Morgens.

Um methodisch zu Werk zu gehen, um nicht das Kleinste zu übersehen und zu vergessen, habe ich mir meinen ganzen Operationsplan auf einer kleinen Oktavseite in kurzen Andeutungen zu Papier gebracht. Es kommt bei dergleichen auf so manches scheinbar Unwichtige an, was sich doch, um zum Ziel zu führen, in gehöriger Ordnung zusammenfügen muß. Ist's nicht im Großen eben

so? Betrachte Dir blos ein Stückchen der Weltgeschichte, und Du hast eben nur ein nichts sagendes Bruchstück. Erst mußt Du Dir im Geiste, in der Vorstellung, die an sich bedeutungslosen Elemente zusammenrücken, um ein Ganzes zu haben, was der Mühe verlohnt, dagewesen zu sein. Und wie wir uns rückwärts blickend die Vergangenheit in der Idee wieder produciren; so flicken wir uns auch nach vorwärts, trotz allen großen Absichten und Planen, unsere Zukunft doch nur aus eitel Lümpchen und Bagatellchen zusammen. Allein im Ganzen betrachtet, sieht's doch wieder wie ein Ganzes aus, und aus unendlich kleinen Größen haben wir uns doch wieder ein Integral zusammengerechnet. Und gerade diese pikante Abwechselung von sauren Mühchen und süßen Löhnchen mundet, Eines in's Andere genommen, gar nicht übel; etwa wie Früchte, die zugleich in Essig und Zucker eingemacht sind, oder wie unser Rheinwein, an dem man, bringt man ihn tropfenweise auf die Zunge, nur die Säure schmeckt,

und wovon man doch einen so prächtigen Rausch bekommt, wenn man ihn schoppenweise verschluckt hat.

So ist's mit diesem irdischen Leben! Haben wir es erst ganz hinunter, so sehe ich nicht ein, warum wir uns nicht die ewige Seligkeit daran getrunken haben sollen. Und darum ärgere ich mich auch über die Leute, die sich nach Diesem oder Jenem, was sie von einen und anderen Menschen gesehen, gehört oder sonst wie vernommen haben, ein leichtfertiges Urtheil kurzer Hand zurecht machen. Um halbweg richtig über Andere und mich selbst zu urtheilen, lasse ich mir lieber erst eine gute Portion Leben zusammenkommen:

„Denn wenn ich judiciren soll,
„Verlang' ich auch das Maul recht voll."

Das waren wieder sehr überflüssige Reflexionen, die gar nicht zur Sache gehören. Gleichwohl soll mir meine theuerste Gattin nachrühmen, daß ich mein halsstarrig unpraktisches deutsches empyrisches Ich — denn ein guter Deutscher bleibe

ich, wo mich die Haut anrührt — in allen erforderlichen Kleinigkeiten meinem souveränen standhaften Willen unterworfen habe, der mich nun einmal mit Gewalt von Babenhausen weghaben will.

Die Leinwand ist bereits dem Boden des Koffers entnommen, und dieser selbst ist wieder tapezirt, so daß sie schwerlich eine Spur davon entdecken werden. Zu besserem Halt sind Gurten und Leinwand am einen Ende, mit dem sie angeknüpft werden, doppelt zusammengeflickt. Das Geld, das in der Leinwand verborgen war, steckt nun im Beutel. Aber bei den ungewohnten Seiltänzerkünsten könnte der Beutel verloren gehen und — ein freier Deutscher, was ist er ohne Geld? Bewundere also meine Vorsicht — ich habe mir den Beutel in die Hosentasche festgenäht; und wollte mir nun das Herz in die Hosen fallen, so fände es keinen Platz mehr.

Die scharfen Ecken der jetzt beinahe durchgesägten Eisenstangen werde ich mit Taschentüchern u. dgl. umwickeln. Sonst könnte ich unterwegs, bei'm Durchpassiren, in der Luft hängen bleiben,

und es könnte gar noch eine aus der Luft gegriffene Untersuchung anhängig werden. Denn anders dürften sie es doch nicht machen, um den Statusquo nicht zu verändern, müßten sie mich hängen lassen und vorerst Inquirenten und Actuare beschicken, damit diese ordnungsmäßig zu Protokoll nehmen: „Hing Inculpat am Fenster des dritten Stockwerks, und zappelte noch etwas."

Alle Sägen und Feilen nehme ich in der Rocktasche mit. Ich will ihnen eine Mühe ersparen; sie brauchen nicht ihre Nasen in alle Eisenwaarenlager des heilig gewesenen römischen Reichs deutscher Nation zu stecken, um am Ende doch nichts herauszuriechen. Auch dem Feuerzeug, das für Dich als Telegraph dienen soll, ist schon sein Platz angewiesen. Und selbst das Manuscript jenes Aufsatzes, den mir ein „Hochpreißliches" zurückgeschickt, mag ich nicht zurücklassen; ich will nicht vergebens gearbeitet haben. Von Abend an werde ich die Fenster halb geöffnet halten, die nach dem Hofe und der Wache gehen. Wenn sie

dort einander ablösen, oder Patrouillen auf den Wall schicken, rasseln sie immer so reglementsmäßig mit den Gewehren, daß ich's bis auf den Gang höre und mir die schicklichste Zeit auswählen kann. Das Alles und mehr noch habe ich mir schwarz auf weiß notirt. Unter Umständen würde ich weniger Umstände machen, und es ginge vielleicht doch. Aber bei so viel Ueberfluß an Zeit, warum soll ich mir nicht Alles genau überlegen?

Der Einfall mit dem fingirten Briefe war ein sehr glücklicher. Er ist schon geschrieben. Darin ist zu lesen: „daß ich mich nach Frankfurt begebe, wo ich mich bei guten Freunden längere Zeit verborgen halten könne, ohne Entdeckung besorgen zu müssen." Dann heißt es: „auf dem Wege nach Frankfurt würde ich den Brief irgendwo auf die Post geben. Sogleich nach dem Empfang desselben mögest Du Dich gleichfalls dort einfinden, und nur im Gasthofe zum weißen Schwanen nach einem Herrn So und so fragen, wo

Du schon die rechte Auskunft erhalten würdest." Die Adresse lautet: „An Frau Karoline Schulz, dermalen in Aschaffenburg im Gasthause zur Bretzel." Bin ich nun aus meiner oberen Wohnung auf festem Boden angelangt, so werfe ich den Brief mit Taschentuch hin, als hätte ich aus Versehen beide Stücke aus der Tasche gezogen und in der Uebereilung liegen lassen. Haben sie nun am andern Morgen entdeckt, daß nichts mehr zu entdecken ist, so werden sie doch bald sehr wißbegierig über die briefliche Hinterlassenschaft herfallen. Das ist schon ein kleiner Zeitgewinn. Und lassen sie sich gleich schwerlich abhalten, das tragische Ereigniß sogleich nach der Residenz zu berichten, so wird doch ihre pflichtmäßige Aufmerksamkeit getheilt und nach ganz entgegengesetzten Richtungen gelenkt, als wir Beide eingeschlagen haben.

Heute morgen bin ich noch einer großen Gefahr glücklich entgangen. Als schlechter Arbeiter durfte ich mir nicht viel Arbeit bis zuletzt auf-

heben. Also ist das Eisengitter schon so weit angesägt, daß man ihm zwar seine tödtliche Wunde nicht ansieht, daß es aber kräftig angefaßt, leicht aus der Fassung kommen und die ganze Geschichte verrathen könnte. Nun spazierte der aufsehende Sergeant, der gerade den Wochendienst hat, auf das Gitter los, um es wie gebräuchlich zu untersuchen. Schon streckte er beide Hände danach aus. Jetzt galt's: „Samiel hilf!" Und siehe da, der Branntweinteufel kam mir zu Hülfe, den mir aber auf die allerlegitimste Weise das Christkindchen in eigner Person zum Beistand geschickt hatte. Unter anderen Weihnachtsgaben hat mir Deine Sorgfalt ein Fläschchen Quittenliqueur zukommen lassen, damit ich mir auf der projectirten nächtlichen Winterreise den inneren Menschen warm halte. Ich wollte auch wirklich das Getränke für die Zeit der Noth aufsparen, aber jetzt war sie da. „Herr Sergeant," rief ich, „wollen Sie nicht ein Gläschen trefflichen Liqueur trinken? Es ist was Extragutes!" Und wie gut war's auch,

daß der Mann keinem Mäßigkeitsvereine beigetreten war. Wie auf's Commandowort ließ er die gefährlich ausgestreckten Hände sinken, machte Front nach der Liqueurflasche, kam heran, trank, trank noch einmal, ging dann mit freundlichem Dank die Treppe hinunter und hatte alle schlechten Untersuchungsgedanken rein vergessen. — —

Und auch wir, so hoffe ich, werden uns bald solcher Gedanken entschlagen dürfen. Haben wir uns doch lange genug damit herumgeplagt. Da hatten sie Monate lang Rath und Staatsrath gepflogen, wie sie das Bischen gesunden Menschenverstand, das sich bis in ihre Gesetze verirrt hatte, einfingen und jämmerlich kreuzigten. Und es war einer unter ihnen, der gab einen Rath, den sie sehr probat gefunden; denn es war ein Oberappellationsgerichtsrath, über den sie aus Anstandsgefühl nicht hinaus konnten und wollten. Aber er that es nicht für dreißig Silberlinge; sondern sie mußten ihm tagtäglich so viel Diäten bezahlen, als

ein Mitglied der Frankfurter Centralcommission contra ordinem zu empfangen hatte.

Und wie es einstmalen in der keineswegs sehr romantischen Historie des durchlauchtigen Prinzen Zerbind geschehen ist — es geschieht den Prinzen noch immer so — haben sie damit angefangen, die Geschichte rückwärts zu drehen. Denn sie wollten in ihrer eigenen Weise Geschichte machen, und bei dieser Gelegenheit kommen sie immer rückwärts. Darum haben sie gedreht, gedreht und gedreht, bis sie mich zum Jahr 1820 zurückdatirt hatten, da ich noch einen Tzako auf dem Kopfe trug und einen Degen an der Seite. Dann klatschte ein Prinz in die Hände; die Andern aber klatschten nach, und sie machten ein großes Geklatsche und sprachen: „Nun haben wir uns aus dieser mißliebigen Civilperson wieder eine Militärperson gedreht, die wir gleichsam von Rechtswegen vor ein Kriegsgericht stellen können. Davon haben wir den Vortheil, daß man dieselbe schließlich nicht civil traktiren wird.“ Hierauf

schickten sie Kriegsknechte am 12. September des Jahres 1832, und sperrten mich wieder auf demselben Rheinthor ein, wo sie mich 1819 eingethan hatten. Denn ich sollte mich aus eigenem Augenschein überzeugen, daß die Welt stillgestanden, und daß es 1832 in deutschen Landen noch ebenso schlecht sei als zuvor.

Wirklich habe ich es dort nicht sehr verändert gefunden. Noch immer, wie vor Jahren, schaltete und waltete daselbst die alte Frau Thorschreiberin, Frau Smiermund mit Namen. Sie war der eigentliche Wachtkommandant, der den jungen Rekruten, wenn sie sich mausig machten, die Köpfe zurechtsetzte. Ohne viel Gestikulation — denn bei ihren Strafpredigten pflegte sie nur, gleich einem steinernen Wasserkrug mit doppeltem Henkel, die beiden Arme in die mächtigen Flanken zu stemmen — war doch ihre Rhetorik von ungemeiner Wirkung; und wie die Bibel sprach sie meist nur in Gleichnissen. Allen Respekt vor Dir, meine Liebste! Aber diese Frau Smiermund war auch

ein sehr kernhaftes, resolutes Weib. Den Mund ließ sie sich nicht verbinden, und sie selbst nahm kein Blatt davor. Hätten wir solche Weiber unter unsern Deputirten, es ginge hundert Mal weniger weibisch zu. Man hätte eine complette zweite Kammer aus ihr schnitzen können, und es wäre von ihr noch ein ganzer Haufe ordinäre männliche deutsche Freimüthigkeit übrig geblieben. Sie war unter Brüdern eine preußische Reichsverfassung werth! Schon früher, wie sie sich denn immer der Unterdrückten annahm — hatte sie mich sehr in Affection genommen; und alte Liebe rostet nicht. Darum habe ich zu ihren Ehren einen „Sonettenkranz aus rheinthörichten Blumen und Dornen" gewunden. Aber theuerste Gattin, nur keine Jalousie! Es ging Alles in Ehren: sie war schon vor Jahren bei Jahren.

Nun fingen sie getrosten Muthes ihre Untersuchung an. Aber zufällig hatten sie aus ihren Inquisitoren einen ehrlichen Mann herausgegriffen, der auf Freisprechung antrug. Auch die Juristen-

facultät in Heidelberg erklärte, daß da nichts zu strafen sei. Das war ihnen zwar ärgerlich, aber ohne Gottes Hülfe wußten sie sich selbst zu helfen und aus nichts etwas zu machen. So haben sie endlich jene fünf Jahre Festung zu Stand gebracht. Diese Strafe ist mir gerade recht, wenn ich sie nicht abbüßen muß. „Durch die Strafe" — sagt Hegel — „wird der Verbrecher geehrt, weil er dadurch als vernünftiges Wesen anerkannt wird." Und wie viel größer ist erst die Ehre, wenn sogar die unvernünftigen Wesen unsere Vernunft anerkennen, wie dies in den deutschen Preßprozessen regelmäßig geschieht!

Während sie in Deutschland Inquisitionen anzettelten, schlugen sich in Frankreich die Republikaner mit dem Justemilieu herum; und einige Landsleute machten einen Spaziergang nach Savoyen und aßen im Steinhölzli bei Bern zu Mittag. Das Alles hatten wir politische Gefangene auszubaden. Denn machten sie in der Schweiz eine Sottise, so hielten sie sich in Deutschland

von Legitimitätswegen berechtigt, alsbald zwei zu machen. Das geschah zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts.

Also hatten sie wirklich sehr schwere Beschuldigungen gegen mich zusammengebracht. Ich sei — sagten sie — ein entfernter Hochverräther, denn ich habe die bösliche Absicht manifestirt, alle Fürsten von Reuß-Greitz und alle geheimen Hofräthe unter den Landständen zu verdammten Jakobinern zu machen. Ich sei ein Aufrührer, denn ich habe langer Hand einen Aufstand vorbereitet, der gerade am jüngsten Tage, Punkt zwölf Uhr um Mitternacht, ausbrechen und mit der höchst gefährlichen Krisis der allgemeinen Auferstehung aller anderen Todten auf's künstlichste combinirt werden solle. Ich sei ein Dieb, denn ich habe den Potentaten die Liebe des Volks stehlen wollen, die bekanntlich eine res mobilis sei, vom allerhöchsten Grade der Beweglichkeit. Dabei könne ich nur animo lucri faciendi gehandelt haben, denn besagte Liebe sei zugleich eine sehr profitable Sache,

die sich nach Civillisten, Apanagen u. dgl. genau taxiren lasse. Also treffe bei mir Alles zusammen, was die Juristen zu einem ordentlichen Spitzbuben verlangen. Ich sei ein Brandstifter, denn ich habe polizeiwidrig ein Licht anzünden wollen, wobei die Leute sähen, was ihnen vor der Nase liegt. Das sei höchst gefährlich, da die angesehensten Personen nicht weit hinter der Nase so viel Stroh mit sich herumtrügen. Ich sei ein Mörder, denn ich habe rechts und links mit den Pfeilen der Satyre geschossen und — Narren hin und her — es solle nun einmal nicht geschossen werden. Auch sei dies ganz überflüssig, denn die meisten vornehmen Herrn hätten ohnehin einen Schuß. Dann behaupteten sie noch, ich müsse ein sehr excentrischer Kopf sein. Denn aller Muthmaßung nach, habe ich mir schon in den ersten Jahrhunderten eine deutsche Föderativ-Republik als möglich gedacht. Allein das sei rein unpraktisch, da schon Montesquieu gesagt habe, daß für die Republik die Tugend nöthig sei, um

bestehen zu können. Und darin kann ich ihnen nicht ganz unrecht geben. Denn daß ihre Monarchien die Tugend nicht nöthig haben, suchen sie freilich mit Höfen, Diplomaten, geheimen Richtern, Inquisitoren, Censoren, Polizisten u. dgl. gründlich genug zu erweisen.

Und es war eine sehr rare Untersuchung, die sie gegen mich führten. Auf ein bestimmtes Vergehen wußten sie nicht zu inquiriren. Also würfelten sie aus meinen Schriften eine Reihe von Stellen durcheinander, und ließen auf gut Glück nach der ganzen Litanei aller etwa möglichen Preßvergehen suchen. Sie zerrten mir mit ihren Geburtszangen an allen Eingeweiden und dachten, hätten sie nur irgend was herausgezerrt, so werde sich dem Ding schon ein Namen finden. Also mußte ich mich auch auf gut Glück nach allen Seiten vertheidigen, rechts und links, vorn und hinten. Und doch ist in aller Welt nichts schwieriger, als sich gegen etwas vertheidigen, was nicht gehauen und nicht gestochen ist. Darum mußte

ich entsetzlich gründlich und ausführlich werden. Meine Defensionsschriften waren wenigstens vier Mal so dick, als die corpora delicti, und noch viel langweiliger. Rechnet man gar alle Protokolle hinzu, so hatten sie Dir aus dem bischen Bücherlaich wenigstens dreißigtausend Frösche ausgebrütet, von denen jeder einzelne quackte, als hätte er bereits etliche dreißig Potentaten im Bauche. Das war indeß ein Zeitvertreib während der Gefangenschaft; und zugleich war es ein sehr vollständiges criminalistisches Practikum. Wer weiß, wozu das in der Zukunft gut ist?

Die beiden corpora delicti gehörten nicht zum hungerigen dünnleibigen Bücherpöbel; sondern sie maßen um den Bauch herum, richtig gezählt, ihre zwanzig Bogen Frankfurter Bundesmaß. Sie waren also von jenen leiblich Wohlgenährten, deren Embonpoint dem in Sachen der Preßbeschränkung so äußerst radicalen hohen Bundestag den ganz richtigen Schluß rückwärts auf das solide Sitzfleisch ihres Vaters und Erzeugers eingegeben

hat, woraus weiter zu folgern war, daß der Inhaber nichts weniger als ein allzu unruhiger Anhänger der Bewegung sei. Allein die Justiz sollte und wollte nun einmal etwas Revolution in den Büchern entdecken. Diese waren im Wege des ordentlichen Buchhandels verkauft, und die Revolution war nur an zahlbare Liebhaber abgelassen worden, die sie Stück vor Stück mit einem Thaler und etlichen Groschen bezahlten. Darum sagte ich in den Defensionsschriften: „Die Hexenprozesse seien ja längst abgeschafft, und es sei doch gewiß mehr als Hexerei, wenn man gar mit solchen Schriften Umwälzungen zu Stande brächte. Behaupte man aber, daß ich es dennoch habe thun wollen, so beschuldige man mich allerdings eines großen Unsinns; allein die Beschuldigung selbst sei eben der größte Unsinn und falle auf ihre Urheber zurück. Die sämmtlichen Potentaten, Minister, Staatsräthe, Unter- und Oberrichter seien doch auch keine Hexenmeister; und wir Publizisten und Literaten seien es beinahe eben so wenig.

Also möge eine verehrungswürdige geheime Justiz wo möglich ein Einsehen haben und — mit Respekt zu sagen — nicht so kolossal unvernünftig sein.“

Doch die deutsche Justiz kann schon einen Puff vertragen, und läßt sich auf dem unrechten Wege so leicht nicht irre machen. Wie die sieben Schwaben gegen den Hasen, zog sie mit Spießen und Stangen aus, um den Spottvogel zu fangen, den sie in „Scherz und Ernst“ zwitschern zu hören meinte. Aber diese Species Vögel lacht die Vogelfänger sogar noch im Käfige aus. War der Spott gut, so macht er den Ernst, womit ihn die löbliche Justiz verfolgt, zum neuen Spott; war er schlecht, so verspottet die löbliche Justiz sich selbst, weil sie ihn im Ernst verfolgt.

Das allergrößte Verbrechen haben sie indessen in „Deutschlands Einheit“ entdecken wollen. Darin sollte ich den höchst gefährlichen Versuch gemacht haben, die respektabelsten Personen in deutschen Landen, die allerunterthänigsten Landstände der-

maßen zu verführen, daß sie von ihrem verfassungsmäßigen Recht der Steuerverweigerung etwelchen Gebrauch machten, und eine gesetzmäßige Revolution zu Stande brächten. Wie? Ich soll das Eis aufgefordert haben, Feuer zu speien? Aber wenn auch! Das konnte ja im wärmsten Frühlingswetter doch nur zu Wasser werden. Ich soll damit umgegangen sein, die Schnecken zu satteln und zu zäumen, um den Krähwinkler Landsturm beritten zu machen und ihn die s. g. bestehende Ordnung über den Haufen galoppiren zu lassen? Ich soll alle Bombardierkäfer zu Artilleristen geworben und allen Krebsen Bajonettflinten an die Schwänze gebunden haben, damit sie a posteriori Sturm liefen gegen die Throne? Nicht doch! Auf solche Entfernung hinaus läßt man sich den allerentferntesten Hochverrath auch nicht im Traume einfallen.

Die Schlußworte der Schrift über „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" lauteten, wie folgt:

„Wer mit hellem Blicke um sich schaut, und wer dann gewahrt, wie von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, die Elemente der Zwietracht sich häufen; wie stets Andere und Andere in den Kampf der Parteien gerissen werden; wie die bittere Noth immer höher steigt, die zum Theil durch die Schuld der Menschen herbeigeführt worden ist, zum Theil auch durch unabwendbare Verhältnisse, aber deren schlimme Folgen zu mildern und zum Guten zu lenken in der Macht der Menschen stände; wie das Wohl oder Wehe des Bauers und des Bürgers und aller Klassen des Volks an das des Vaterlands, und wie das Wohl oder Wehe unsers Vaterlands an das von Frankreich, von Großbritannien, von ganz Europa geknüpft ist — der zweifelt nicht, daß ein ernstes Schicksal mit leisem Finger seine magischen Kreise schlingt, bis sie bald zur ehernen Kette sich vollenden, um auch alle die Schläfer und Träumer, alle die Schwachen und Selbstsüchtigen in's Verderben zu reißen. Wohl

mag sich der Ernst des Lebens hinter eine glatte Außenseite, hinter den Anschein täuschender Ruhe verstecken, um Euch desto sicherer zu verderben. Aber blicket hin auf Frankreich, und zählt die kurzen Stunden, welche verflossen, als der Prunk eines glänzenden Hofes die Augen eines Königs blendete, und als diese Augen unter dem Messer der Guillotine brachen; als eine stolze Königin sich die schimmernden Diamanten in das Haar flocht, und als der Henker dieses Haar vom Haupte schor; als ein friedliches Gedränge und ein freudiger Jubel heute die Stadt belebte, die morgen vom Donner der Geschütze erdröhnte; als sorglose Kinder ihr lachendes Spiel in denselben Straßen trieben, die in der nächsten Stunde vom Blut ihrer Bewohner rauchten.

Das ist die bittere Ironie des Schicksals, daß es bis zum letzten entscheidenden Momente den Abgrund mit dem schimmernden Grün der Hoffnung, mit den bunten Blumen einer flüchtigen Freude bedeckt. Wenn dann der zerschmetternde

Schlag erfolgt, so ist der Getäuschte doppelt vernichtet, so durch die äußere Gewalt, als durch den Schmerz einer vergeblichen Reue. Sind nicht endlich der Zeichen genug geschehen, auch in unserm deutschen Vaterlande? Und könnt Ihr zu behaupten wagen, daß der erzürnte Geist des immer von neuem gereizten Volkes versöhnt sei, und daß er durch eitle Worte versöhnt werden könne, weil bis zu dieser Stunde auch der Streit der Parteien nur mit Worten geführt wird? In diesem Streite werden erst die Waffen für den entscheidenden Kampf geschärft; die Leidenschaften werden geweckt, ohne befriedigt zu werden. Aber immer feindlicher fallen die Parteien auseinander und eine Versöhnung ist nicht zu hoffen, so lange die Vereinigung aller Deutschen nur angepriesen und vorgepredigt, aber nicht erlebt wird; so lange noch die Einheit unsers Vaterlands keine sichtbare Thatsache geworden ist. Das ist sie nicht eher geworden, bis das gesammte deutsche Volk die Männer seines Ver-

trauens zu einer Gesammtheit verbunden sieht. Auch dann sind wir nicht plötzlich aller Noth der Gegenwart entrückt; aber der Geist der mahnenden Gerechtigkeit ist versöhnt, das erste Gebot der Zeit ist erfüllt und für alle Zukunft ist die beruhigende Gewißheit gewonnen, daß Alles errungen und erreicht werden kann, was der besonnene Wille einer großen Nation fordert, was die vereinigten Kräfte einer großen Nation vermögen.“ —

Ist denn das die Sprache der Verräther am Vaterlande? Dann hole der Teufel Diejenigen, die es nicht sind! Nach kurzen Sonnenblicken ist es rings umher finster geworden. Jetzt sitzen wieder die Männer der Reaction zusammen, und schleifen wie Shylok das Messer zur legitimen Rache an den Männern der Freiheit. Noch ahnen sie nicht den Richterspruch der Weltgeschichte, der sie verdammt. Doch was sollen wir, meine Geliebte, in einem Lande, wo sie uns

im Gefühl ihrer Armseligkeit von Amtswegen erklären, daß sie nicht in Ernst und nicht in Scherz das offene Wort einer ehrlichen Ueberzeugung zu ertragen vermögen? Also noch diese Nacht:

„Durch!“

XV.

Darmstadt, 30. Dec. 1834 Nachts.

Wohl weiß ich, daß Dich, Mann meiner Sorge und Angst, dieser Brief nicht mehr erreichen kann und doch muß ich schreiben, muß meine innere Unruhe zu bekämpfen suchen.

O, daß diese Nacht vorüber wäre! — Hab' ich doch hunderte von Tagen in stets wiederkehrender Sorge ertragen und fürchte mich jetzt vor einer Nacht! Nächte zählen gar nicht. Und doch — die heutige ist lang, unendlich lang — —

und ich muß vor ihr stehen, unthätig, machtlos — bin verdammt zum Warten!

Wer jetzt eine Frage an das Schicksal richten — den Vorhang heben könnte! — Doch nein, das wollte ich nicht. — Manchmal ist mir's, als gäbe es gar keine Zukunft für uns, als käme jetzt ein Nichts. — Aber die Zeit geht ihren gleichmäßigen Schritt fort, ob ein Herz stille steht, ob es rascher schlägt, ob es hoffet, oder fürchtet, die Zukunft kommt — und immer näher heran. Ich will ihr in's Auge schauen — fest und unverwandt.

Bringt sie uns Glück — wo gibt's dann ein zweites größeres unter der Sonne? — Wie aber wenn unser Plan, abhängig vom geringsten Zufall wie er ist, wenn er mißlänge? — Was beginne ich, wenn Dir statt der gesuchten Freiheit eine neue lange, härtere Gefangenschaft zu Theil wird? — Dann, ich weiß es, würde Dich nichts niederzubeugen vermögen, als der Gedanke, daß ich kleinmüthig werden könnte, und dies erhielte

mich aufrecht. Auch bliebe uns die Hoffnung auf eine andere, wenn auch ferne Zeit.

Aber Dein Leben, Dein theures Leben ist in Gefahr! Wenn das Entsetzliche geschähe — wenn Du stürztest — zerschmettert niederstürztest? — Wie dann? — Ach! dann dürfte ich, wollte ich Deiner werth bleiben, nicht verzweifeln. Ich müßte in Deinem Geiste zu leben suchen; hätte der armen Mutter den Lieblingssohn zu ersetzen, einer Mutter, die diesen Sohn versteht wie Wenige! O, das qualvollste Dasein läßt sich ertragen, wenn man weiß warum man lebt! — —

So — jetzt komme was da will. Jetzt ist mir nichts fremd. Diese Gedanken waren mein Gebet. Und habe ich doch auch nichts verabsäumt, was mir oblag, habe alles gethan, was gethan werden konnte. Darum Ruhe mein Herz, Ruhe!

Bald ist's Mitternacht. In der Frühe werde ich reisen. Ein glücklicher Zufall, wie uns schon so viele begegneten, ließ mich, von Niemanden bemerkt, einen Wagen nach Straßburg finden.

Ich verlasse die Heimath — eine theure Mutter, geliebte Geschwister und Freunde, vielleicht auf immer, ohne daß sie es ahnen. Verzeiht mir, daß Schmerz über diese Trennung jetzt keinen Raum in meiner Seele hat; sie ist nur eines Gedankens fähig: Wird mir das ersehnte Zeichen werden? Werde ich Dich, mein Freund, mein Geliebter, mein Gatte, mein Alles — werde ich Dich unversehrt am Ziel der Reise finden, oder werde ich auf Dich warten müssen — lange — vielleicht vergeblich warten müssen? — —

Ich will nichts mehr denken, nichts mehr fragen. Ich will noch etwas thun für Dich, will einpacken, was Du in der Freiheit brauchst. Süßes Geschäft das! — doch nur das Nothwendigste nehme ich — nichts von allem diesem Trödel, der mich da umgibt. Diesen Ballast werfe ich von mir. Ungehemmt nur erreicht der flüchtige Fuß das sichere Ziel. — — Horch — es schlägt zwölf Uhr — jetzt mußt Du das Gitter völlig durchbrochen haben — jetzt vielleicht schwebst Du

schon an dem verhängnißvollen Bande — — jetzt vielleicht — — — o mein Herz klopft laut — Gott steh' uns bei!

Morgens 4 Uhr 31. Dec.

Stunden lang stand ich unbeweglich am Fenster, hoffend und harrend auf das verabredete Zeichen. Wie oft glaubte ich etwas zu hören in der lautlosen Stille, etwas zu sehen in der finsteren Nacht! — Lang wie eine Ewigkeit waren diese Stunden.

Da hör' ich endlich wirkliche Schritte in der Ferne — sie kommen näher — immer näher — — ich höre wie der Stahl an den Stein geschlagen wird — ich sehe sie, die Funken! — — — Ja! Du bist's, Du lebst, Du bist gerettet; bist frei! — — Und jetzt warst Du in meiner Nähe!

— O, diese Funken, diese leuchtende Botschaft des glücklichen Gelingens! Welch' Feuer des Lebens, des Entzückens, des Dankes fachen sie an in mir! — Aber wie soll ich danken? — Ich kann nur vor Freude weinen. — —

Noch zwei Stunden bleiben mir, dann muß ich vor den Menschen erscheinen mit ruhigem Gesicht und mit meinem Jubel im Herzen von dannen ziehen, als wäre nichts geschehen.

Mag Dir auch auf Deiner weiteren Reise noch Gefahr drohen — Du, mein Sieger, der die größte bestand, Du wirst sie überwinden und wir werden uns selig wiedersehen!

Nachschrift.

Es gelang! Der Himmel hatte das Unternehmen begünstigt. In der finstern Winternacht rieselte der Regen herab und fror zu Glatteis. Unter solchen Umständen mag es der Wachtmannschaft behaglicher gedünkt haben, in der warmen Stube zu bleiben: keine Patrouille ließ sich auf dem Walle blicken, die auch nur vorübergehend gestört hätte. Nach wenigen Sägenstreichen konnte ich das eiserne Kreuz aus dem Fenstergitter herausbrechen. „Die Noth bricht Eisen" — „die

Noth lehrt beten.“ An mir selbst sollte ich die Wahrheit dieser Volkssprüche voll tiefen Sinnes erfahren, eine Wahrheit, die mehr ist als jede flüchtige Weisheit des Tags. Ehe ich mit der rechten Hand das hinabgelassene Seil ergriff und mich durch die enge eiserne Pforte der Freiheit hinausdrängte in die Nacht, sank ich auf die Kniee: so weit hatte ich mir selbst geholfen; Gott möge weiter helfen.

So oft hatte ich meine Proben gemacht, daß ich mir leicht zutraute, mich am Seile mit den Händen übergreifend langsam herabzulassen, ohne mich auch mit den Füßen möglichst anhalten zu müssen. Aber an den schmalen scharfkantigen Gurten war kein fester Halt: noch war nicht ein Drittheil des Wegs zurückgelegt, als ich zu gleiten anfing. Wohl packte ich so fest als noch möglich war; aber da ich mit beschleunigter Geschwindigkeit in die Tiefe hinabfuhr, durchzuckte mich der Gedanke: „Jetzt ist's aus!“ Unten kam ich jedoch mit einer zweiten unwillkührlichen

Kniebeugung davon, und stand schnell und unversehrt wieder auf den Füßen: der Gedanke des Todes und das Gefühl der Rettung drängten sich in zwei kurze Augenblicke zusammen. Nur die Hände waren wund gerissen. Wer zahlt die Freiheit nicht gern mit einigen Blutstropfen?

Mit wunden Händen wurde die innere Mauer glücklich passirt. Jetzt lag der Graben vor mir: der Frost hatte eine Brücke geschlagen, daß ich trockenen Fußes hinüberkam; das geschah im gelinden Winter 18³⁴⁄₃₅ wohl kaum zum zweiten Male. Bald lagen auch Wall und Wallmauer im Rücken.

Noch war es Nacht, als der Flüchtling vom Boden eines theuren Vaterlandes die schweigenden Gassen der Vorstadt seines Geburtsorts durchwanderte; als er, ohne nur zu freundlichem Gruße einkehren zu dürfen, dicht an dem Hause vorüber kam, wo einer geliebten alten Mutter vielleicht in diesem Augenblicke das Bild des gefangen geglaubten Sohns im Traume erschien, oder wo

sie wachend seiner schmerzlich gedachte; wo die treue Gattin der Kunde seiner Rettung harrte; wo ihm tausend Erinnerungen aus der Kindheit bis in's Mannesalter durch die Seele wogten. Ohne ein lautes verrätherisches Wort des Abschieds zu wagen, mußte er weiter eilen. Wenige Stunden später, und schon wälzte der Rhein seine grünen Wellen zwischen ihm und seinem Gefängnisse, aber auch zwischen ihm und seinen Lieben.

Schon weit ab von den Verfolgern, feierte ich im Kreise wackerer deutscher Männer die Nacht auf das neue Jahr, da man mit fröhlichem Becherklange die Vergangenheit zu Grabe läutet, und sich im flüssig goldenen Feuer die frische Hoffnung und den Muth des neuen Lebens stählt. Einst rühmte ein würtembergischer Fürst, wie er getrosten Muthes sein Haupt in den Schooß jedes Bauers niederlegen könne. Die Zeiten haben sich geändert: die im Namen der Fürsten Verfolgten, sie hätten sicher in jeder Hütte ruhen dürfen, und weit und breit hätte sich Keiner gefunden, der an

einem dieser angeblichen Hochverräther zum Verräther geworden wäre. Nach Jahren rufe ich noch in die deutschen Lande meinen warmen Dank den Männern hinüber, die dem Flüchtlinge, den sie kaum dem Namen nach kannten, die Hand zur Hülfe geboten haben.

Aber noch war ich auf deutscher Erde; das war nicht das Land der Freiheit. Am ersten Jahrestage 1835 betrat ich, die Grenze überschreitend, das Elsaß. Auch vor zwanzig Jahren war ich im Heer der Verbündeten in dieses Elsaß gekommen, voll Jubel, daß es uns nun gestattet sei, gegen den Feind des Vaterlands zu ziehen. Auf dem Kirchhofe vor Hagenau weilte ich am Grabe eines nahen Verwandten, den im Treffen bei Straßburg, am 28. Juni 1815, die tödliche Kugel getroffen, der mir noch am Morgen dieses Tags im Vorgefühl des baldigen Todes sein Lebewohl zugerufen hatte. Doch war er freudigen Muthes in's Gefecht gezogen, denn auch er hoffte, daß das schöne Elsaß einem freien Deutschland

wieder verbunden werde. Und jetzt mußte ich dem Himmel danken, daß ich sein Grab nicht auf deutschem Boden fand.

Am 2. Januar erreichte ich den verabredeten Ort. Kaum eine Stunde mußte ich harren, als meine Befreierin glücklich und wohlbehalten von Straßburg her eintraf. Das war einer jener seltenen Augenblicke, die ein ganzes Leben durch nachglänzen. Auf den bestimmten Tag, ja fast zur bestimmten Stunde war das lang Vorbereitete in gewünschte Erfüllung gegangen.

Inzwischen hatte sich die löbliche Polizei in Bewegung gesetzt, um ordnungsmäßig auf die beiden Flüchtlinge zu fahnden. Im Schlosse zu Babenhausen war viel Zeter, da man zur gewohnten Morgenstunde fand, daß das hinter Riegeln und Gittern so wohl verwahrte Inventarstück aus dem Vermächtnisse der geheimen Justiz sich selbst gestohlen hatte. Der gutmüthige alte Commandant — so erzählte man — soll vor Schrecken einige Ohnmachten gehabt haben. Allein

er erholte sich bald und hatte gewiß später seine heimliche Freude daran, daß er der lästigen Aufsicht überhoben war. Doch mußte strenge Nachforschung gehalten werden. Also wurde die eine Hälfte der Wachtmannschaft durch die andere Hälfte zu Kriegsgefangenen gemacht, um in's Verhör genommen zu werden. Dann wurde vice versa die gleiche Operation wiederholt, und das arretirende Heer zum arretirten. Aber die braven Leute, die sich in der Nacht nicht hatten auf's Glatteis führen lassen, haben auch am Tage nichts verrathen.

In möglichster Schnelligkeit sollte die Trauerbotschaft nach der Residenz berichtet werden. Man suchte also eines reitenden Boten habhaft zu werden. Doch die Leute im Orte hatten ihr Gefallen an meinem glücklichen Fortkommen; und nicht ein ehrlicher Bauersmann gab zum schlechten Dienste sein Pferd her. Also mußten sie — wohl oder übel — einen ihrer Infanteristen absenden, um ihn nach der nächsten aber noch weit entlegenen

Gensdarmerie-Station als Courier zu Fuß spazieren zu lassen. So kam die Nachricht erst spät am Tage nach Darmstadt. Von jetzt an war man sehr eilig. Also hat auch die hessische Polizei ein Sprichwort aufgeführt: „Eile mit Weile." Nur fing sie mit der Weile an und kam mit der Eile hintennach, was für die Flüchtlinge sehr ersprießlich war.

Auch der zurückgelassene Brief hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Es wurde Meldung gen Frankfurt gemacht, und die Behörden dieser freien Stadt waren zur bundesmäßigen Hülfe bereit. Man rückte in den Gasthof zum weißen Schwanen ein; man fand da zufällig eine unglückliche Französin, die nicht sogleich die gehörigen Ausweisschriften zur Hand hatte. Sie wurde von Polizeiwegen als die flüchtige Frau des entfernten Hochverräthers mit Beschlag belegt. Alle Vorstellungen waren vergeblich. Das geläufige Französisch der Französin wurde für eine feige Verläugnung der deutschen Muttersprache, für einen neuen

Verrath am Vaterlande erklärt. Jetzt griff verzweifelnd die „wälsche" Feindin Deutschlands zu allen drastischen Mitteln der Rührung: unter bitterem Schluchzen vergoß sie zahllose Thränen. Aber die unerweichliche Polizei stand ein Fels im Strome; und die Arme mußte schmerzliche Stunden verbringen, bis ein hessischer Gensdarmerie-Offizier herüber kam und durch persönlichen Augenschein sich überzeugte, daß sich der loyale Eifer der Nachtwächter in der Bundesnacht schon wieder vergriffen habe. Doch nun dreht sich das Blatt: die Angegriffene wurde zur Angreiferin. Sie war in Geschäften auf Reisen und erhob eine Forderung auf Ersatz des Schadens, der ihr aus der polizeilichen Hemmung ihrer commerziellen Laufbahn entstanden sein sollte. Also mußte schließlich noch die frankfurter Polizei — so hieß es — für ihren ergötzlichen Bull eine verhältnißmäßige, und also gewiß nicht ganz geringe Summe bezahlen.

Viele freuten sich der gelungenen Flucht. Um

so größer war der Aerger Derjenigen, die sich nicht freuten. Wer den Aerger hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen und — wie es bei solchen Dingen zu geschehen pflegt — knüpften sich noch allerlei erbauliche Anekdötchen an. Versteht sich, daß auch die herkömmlichen Steckbriefe gegen die Flüchtigen erlassen wurden. Es geschah wohl aus Versehen — denn die hohe Polizei spaßt nicht, sie dient nur zuweilen zum Spaße — daß sie mich in ihrem Signalement bis zu fünf Zoll hessischen Maaßes verkleinert haben. Das war doch eine unbillige Herabsetzung! Darum berichtete ein rheinbaierisches Blatt: die Frau des Doctor Schulz habe diesen im Ridicüle über den Rhein getragen. Aber das konnte unmöglich sein, denn Alles, was Ridicüle war, hatten die Behörden sorgfältig für sich behalten.

Einem heiteren Vorspiel mit ergötzlichem Ausgange, folgte indeß bald genug der traurige Ernst. Wenige Monate nach unserer Flucht begannen im Großherzogthum Hessen jene Untersuchungen, worin

ein **Weidig** zu Tode gequält, worin so manche jugendliche Kraft erbarmungslos gebrochen wurde. Diese geheime deutsche Justiz wollte nicht mehr den Narren spielen, da spielte sie den Folterknecht!

Jahre sind seitdem verflossen. Ein freies Land, aus dem noch das deutsche Wort in die alte Heimath klingt, hat die Flüchtlinge aufgenommen, und über den Rhein hinüber reicht noch das Band, das die Freien verbindet. Und es ist besser geworden auch im deutschen Lande! Nur langsam weitet sich dort die Fessel der Geistesknechtschaft, aber sie weicht doch dem Drange, sie wird endlich fallen. Frische Kräfte regen sich: bis in die Werkstätte des Arbeiters, bis in die Hütte des Taglöhners dringt allmälig aber unaufhaltsam das lebendige Bewußtsein dessen, was der Staat dem Bürger, was die Gesellschaft dem Menschen und seiner Würde schuldig ist. Mögen sie denn fort und fort mit armselig kleinlichem Sinne zu hemmen und zu hindern suchen; mag die Furcht vor dem „ureigenen Geiste der Nation," den sie in

der Stunde der Noth zur Hülfe heraufbeschworen hatten, noch jetzt die frühere sein — er bricht nur um so gewisser sich Bahn. Und so haben auch wir, die wir vom heimischen Boden schieden, aus Allem was wir erfahren und erlebt, uns doch den Glauben gerettet an die Zukunft des Vaterlands:

„Untröstlich ist's noch allerwärts —
„Doch sah' ich manches Auge flammen
„Und klopfen hört ich manches Herz!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Wilhelm,

Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin

Bd.: 2

Mannheim 1846

Epist. 810 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10403921-2